1,30 DM / Band 43
Schweiz Fr 1.50 / Österr. S 10.-

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Der Vampir von Manhattan

Belgien F 24 / Frankr. F 3,20 / Italien L 600 / Luxemb. F 22 / Niederl. f 1,60 / Schweden kr 3,75 i.m. / Spanien P 60



Der Vampir von Manhattan

John Sinclair Nr. 43

von Walter Appel

erschienen am 01.05.1979

Titelbild von Les Edwards

Sinclair Crew

Der Vampir von Manhattan

Der Vampir von Manhattan ist auf die Erde zurückgekehrt, um endlich seinen teuflischen Plan zu verwirklichen.

In New York, auf der Insel Manhattan, will er mit seinen Gehilfen ein Reich des Schreckens begründen, ein Königtum der Vampire.

Vampyrodam.

Frank Harper zitterte, obwohl der Sommerabend mild und warm war. Unschlüssig ging er am Washington Square mitten in Greenwich Village auf und ab. Er rauchte eine Zigarette nach der andern, er nahm seine Umgebung kaum wahr.

Greenwich Village war das Künstlerviertel New Yorks. Vom Hudson River bis zur 4. Avenue, von der Houston Street bis zur 14. Straße erstreckte es sich. Hier gab es keine Hochhäuser, sondern geräumige, ehemalige Villen, die zu Apartmenthäusern umgebaut worden waren, viele Künstlerkneipen, kleine Cafés und Restaurants, Clubs, Jazzkeller und alle möglichen Geschäfte.

Pflastermaler waren auch jetzt am Abend noch in ihre Tätigkeit versunken. Im Washington Square Park lagerten langhaarige Hippies auf dem Rasen, rauchten Marihuana und diskutierten über den Lauf der Welt und wie man das Leben auf Erden verbessern könnte.

Eine ungezwungene Atmosphäre herrschte. Die Skyline der Hochhäuser und Wolkenkratzer im Hintergrund erschien wie eine andere Welt.

Der junge Mann konnte sich nicht entschließen, in das Haus am Waverly Place 85 hineinzugehen. Er hatte das Gefühl, daß er damit einen unwiderruflichen Schritt unternahm. Dabei hatte er jahrelang nachforschen müssen, um dieses Haus zu finden. Ein innerer Zwang, der ihn schon von Kindheit an immer wieder heimsuchte, trieb ihn her.

Zwei widerstrebende Kräfte rangen in Frank Harper.

Der junge Mann warf wieder eine Zigarettenkippe weg und wandte sich einem kleinen Ecklokal zu. Frank Harper war groß und kräftig gebaut. Er hatte lockiges braunes Haar, ein sympathisches Gesicht und ein Grübchen am Kinn. Mit seinem bunten Hemd, der leichten Freizeitjacke und den Jeans unterschied er sich nicht von Hunderten von anderen jungen Leuten.

Im Lokal schlug ihm verräucherte Luft entgegen. Die Musikbox dröhnte, und zum Teil recht verwahrloste Gestalten drängten sich am Tresen oder hingen mehr an den Tischen, als daß sie saßen. Normalerweise hätte Frank Harper ein solches Lokal nicht aufgesucht.

Er zwängte sich an einen noch »freien« Stehplatz an der Theke und bestellte bei dem schmuddligen Wirt einen doppelten Whisky. Pur. Das Glas war nicht gerade sauber, aber der Wirt goß reichlich ein.

Frank kippte den Doppelten mit einem Schluck, das Zeug brannte in der Kehle wie Feuer und ließ ihn die Augen aufreißen. Das Etikett auf der Flasche war glatt gelogen. Der Wirt hatte irgendeinen Rachenputzer eingefüllt, den er jetzt als Johnnie Walker verkaufte.

Frank lehnte einen zweiten Whisky ab und bezahlte einen überhöhten Preis. Ein dürrer junger Mann mit den übergroßen Augen eines Rauschgiftsüchtigen bettelte ihn an.

»Ich habe seit drei Tagen nichts mehr gegessen. Gib mir einen Dime.«

Das war ein Vierteldollar. Frank schob den Junkie zur Seite, der hinter ihm auf den Boden spuckte, und verließ das Lokal. Den Kopf zwischen die Schultern gezogen, ging er auf das Haus Waverly Place 85 zu. Wenn er sich noch länger herumdrückte, nützte es auch nichts, und der Fusel änderte nichts.

Er mußte in dieses Haus, er mußte sich davon überzeugen, ob das, was er in Erfahrung gebracht hatte, der Wahrheit entsprach. Frank Harper trug ein Allzweck-Messer in der Tasche. Damit wollte er das Geheimfach in der Täfelung an der in dem alten Dokument beschriebenen Stelle öffnen.

Frank zögerte nicht mehr länger. Es war weniger sein eigener Entschluß, der ihn trieb. Ihm ging es wie jemandem, der in einen Sog hineingezogen wurde, dem er sich unvorsichtigerweise zu sehr genähert hatte.

Die dreistöckige Villa mit der Stuckfassade, den Balkonen und Erkern und dem breiten Treppenaufgang zur Haustüre war für amerikanische Verhältnisse sehr alt. Aber hervorragend renoviert.

Der junge Mann klingelte bei der Mietpartei im ersten Stock, zu der er wollte, und eine Frauenstimme meldete sich über die Sprechanlage, Frank nannte seinen Namen, er hatte sich telefonisch angemeldet.

»Ah, Mister Harper. Mein Mann und ich sind schon sehr gespannt. Bitte, kommen Sie doch herein.«

Der Türöffner summte, Frank trat in ein sehr geräumiges Treppenhaus, stieg die Treppe hoch und wandte sich im ersten Stock zu der Wohnung rechts. Eine hübsche Frau um die Dreißig mit dunklem Haar und ausgeschnittenem tiefrotem Cocktailkleid hatte die Wohnungstüre bereits geöffnet.

»Hallo, Mister Harper, ich bin Daisy Munro. Mein Mann und ich fürchteten schon, Sie würden nicht mehr kommen.«

»Entschuldigen Sie bitte, ich habe mich verspätet.«

»Das kann passieren. Das ist ja toll, daß in diesem Haus vor zweihundert Jahren einmal ein richtiger Hexer gewohnt haben soll. Ganz geheuer war uns das Bild in der Wandtäfelung allerdings nicht. Oft wollte ich es entfernen lassen. Aber, so merkwürdig es klingt, ich fürchtete mich davor. Der Raum, in dem es sich befindet, wird auch kaum benutzt.«

Das Geplappere ging Frank Harper auf die Nerven. Daisy Munro lachte schrill, sie führte den jungen Mann in einen kleinen Salon mit einem sehr großen Kamin, der zu einem Wandschrank umgebaut worden war. Der Salon war erst später abgeteilt worden, früher hatte es hier einen Saal gegeben.

Für große Gesellschaften und Bankette. Im Lauf von fast zweihundert Jahren war in dem Haus manches baulich verändert worden.

Ein großer, schlanker Mann mit angegrautem Haar und Klubjacke stand bei dem umgebauten Kamin und stützte sich mit dem Ellbogen auf den noch vorhandenen Sims. Er hielt einen Drink in der Hand und versuchte, spöttisch und überlegen zu wirken.

Aber es gelang ihm nicht ganz.

Rechts vom Kamin war ein Bild in die Eichenholztäfelung eingelassen. Es zeigte einen hohlwangigen Mann von düsterem Aussehen. Es handelte sich um ein Brustporträt, Kleidung und Frisur des Dargestellten entsprachen der Mode des späten 18. Jahrhunderts.

Die Farben waren nachgedunkelt, dennoch schien das Porträt zu leben. Besonders die Augen waren es, die den Betrachter faszinierten. Sie fixierten ihn, wo immer er auch stand. Tiefliegende Augen mit einem düsteren Glanz.

Der Mann mit dem angegrauten Haar, der Hausherr, sagte nichts, als Frank Harper auf das Bild zutrat.

»Das ist er«, flüsterte Frank wie im Selbstgespräch. »Montague Harper, der Hexer von Salem, an den sich nicht einmal Cotton Mather heranwagte. 1648 flüchtete Harper von Schottland, als ihm der Boden zu heiß wurde, in die Neue Welt, wo er auf die vampirische Hexe Asenath traf, seine Gefährtin des Grauens. 1793 gebannt und mit Asenath lebendig begraben.«

»Was reden Sie da?« fragte der Wohnungsinhaber. »Das hört sich aber keineswegs amüsant an. Ich bin Wallace D. Munro, Rechtsanwalt. Sie haben meiner Frau am Telefon allerhand erzählt, junger Mann, aber ich glaube nicht im Ernst…«

»Schweigen Sie!« sagte Frank Harper und vollführte eine schroffe Handbewegung. »Das Bild ist da. Jetzt will ich sehen, ob es auch das Geheimfach gibt.«

Er trat an die Täfelung heran und zählte und maß ab. Den Anwalt und seine Frau schien er vergessen zu haben. Sie musterten sich hinter seinem Rücken, und Wallace D. Munro zuckte die Schultern.

Frank zog sein Taschenmesser und klappte es auf. Er fuhr mit der großen Klinge in die verstaubte Ritze, die er ausfindig gemacht hatte, und suchte einen Widerstand, jenen kleinen Vorsprung, der den Hebelmechanismus auslösen sollte.

Da war er! Es klickte leise, und dann sprang ein viereckiges Türchen in der Täfelung auf. Eine Platte, die sich in nichts von den anderen unterschied. Frank Harper steckte das Messer weg und faßte eilig in die staubige Öffnung.

Er fand zwei Dinge in dem kleinen Geheimfach, nahm beide heraus und legte sie auf den Tisch. Der Rechtsanwalt und seine Frau beobachteten ihn mit wachsender Spannung. Frank Harper griff noch einmal in das Wandfach, er bückte sich und blies den Staub weg, der wie eine kleine Wolke herausstob.

Aber da war nichts mehr. Wallace D. und Daisy Munro waren an den Tisch getreten und betrachteten die beiden Gegenstände. Eine kleine Flasche mit einem Glasstöpsel und ohne Aufschrift. Und ein Buch, das in ein seltsames, pergamentartiges Leder eingebunden war.

»Esq. Montague Harper, Master of the Black Art«, stand in steiler Handschrift mit verblaßter Tinte auf dem vergilbten Etikett. »Esquire Montague Harper, Meister der Schwarzen Kunst.«

»Da haben Sie ja doch etwas Interessantes gefunden«, sagte der Rechtsanwalt Munro und berührte den Einband des Buches. »Ein merkwürdiges Leder. Möchte wissen, was das ist.«

»Gegerbte Menschenhaut«, sagte Frank Harper und öffnete das Buch. Er durchblätterte es flüchtig. Die vergilbten Blätter waren mit handschriftlichen Aufzeichnungen bedeckt. »Vielen Dank für Ihr Entgegenkommen, Mister und Mrs. Munro. Leben Sie wohl.«

Er steckte die Flasche ein, klemmte das Buch unter den Arm und wandte sich zum Gehen.

»He, Augenblick mal«, protestierte der Anwalt. »Sie haben diese Dinge in unserer Wohnung gefunden. Wenn sie überhaupt jemandem gehören, dann uns. Wir haben ein Recht darauf zu erfahren, worum es sich handelt. Aber so bleiben Sie doch hier, junger Mann! He, halt!«

Frank Harper verließ den Salon und ging zur Wohnungstür. Er beachtete den Anwalt und seine Frau überhaupt nicht. Munro eilte ihm nach und hielt ihn am Ärmel fest, als Frank schon die Klinke der Wohnungstür in der Hand hatte.

Frank Harper war wie in einem Bann gefangen. Er wußte kaum, was er tat, als er sich umdrehte und den Anwalt mit einem Kinnhaken zu Boden streckte. Mrs. Munro schrie auf. Frank Harper aber eilte hinaus, warf die Wohnungstür hinter sich ins Schloß und lief die Treppe hinunter.

Daisy Munro bemühte sich um ihren Mann, der zwar noch bei Bewußtsein, aber angeschlagen und geschockt war. Sie half ihm auf die Beine und führte ihn in den Living-room. Wallace D. Munro betastete sein Kinn.

Seine Frau holte ihm ein feuchtes Tuch und einen Drink. Der Anwalt nahm einen großen Schluck von dem Martini.

»So ein verdammter Kerl! Der war nicht zurechnungsfähig. Er hat uns bestohlen, wir müssen etwas unternehmen. Die Polizei verständigen. Das war Hausfriedensbruch, Diebstahl und Körperverletzung. Das wird ihn teuer zu stehen kommen. Aber jetzt ist er weg, und es ist sinnlos, ihn im Gewirr des Village zu suchen. Kennst du seine Adresse, Daisy?«

»Nein, keine Ahnung. Ich weiß nur, daß er mit Nachnamen Harper heißt. Er erzählte mir am Telefon von seinem Vorfahren, dem Hexer Montague Harper, der einmal hier gewohnt habe. Ich erlaubte ihm, hierherzukommen. Du hattest auch keine Einwände.«

»Harper, Harper, Harper. Hast du eine Ahnung, wie viele Harpers es in New York City gibt? Ich kann mich nur an das nächste Polizeirevier wenden und seine Beschreibung angeben. Vielleicht sind seine Fingerabdrücke registriert.«

Doch Wallace D. Munro war skeptisch. Er ahnte bereits, daß er nichts erreichen würde.

***

Drei Tage später, vierzig Minuten nach Mitternacht. Frank Harper war mit dem alten Buch und der zugestöpselten Flasche in die Kellerräume des Wolkenkratzers an der Ecke Dritte Avenue – 24. Straße vorgedrungen. Er befand sich im Heizungskeller, dieser Bau war nicht an das Fernheizungssystem angeschlossen. Rohre zogen sich unter der Decke hin. Der massige Brenner mit seinen Skalen und Röhren und der Wassertank mit der Umwälzpumpe nahmen einen großen Teil des Kellerraumes ein.

Der Öltank war nebenan, er wurde durch eine Pipeline aufgefüllt. Die schmutzigen Neonröhren verbreiteten spärliches Licht. Es roch nach Öl, die Luft war abgestanden, warm und dumpf. Ein gleichmäßiges Summen ertönte aus der Heizungsapparatur.

Frank Harper hielt das alte Buch unter dem linken Arm, in der rechten Hand hatte er die dickwandige Flasche. Mit konzentriertem Gesichtsausdruck schritt er langsam durch den Keller.

Der Hausmeister und Schließer, der auch die Heizungsanlagen zu kontrollieren hatte, betrachtete ihn von der Tür aus. Dieser Hausmeister war ein großer, schwergewichtiger Neger mit einem schmutzigen blauen Overall. Er hielt den jungen Mann für einen Spinner.

Er wußte auch gar nicht so recht, was Frank Harper hier unten eigentlich wollte. Es hatte irgend etwas mit Magie und einem Geist zu tun. Der schwarze Hausmeister hielt beides für Humbug. Aber der junge Mann hatte ihm hundert Dollar dafür gezahlt, daß er ihn um Mitternacht in die Kellerräume des Wolkenkratzers einließ.

Für diesen Betrag konnte der junge Kerl spinnen, soviel er wollte. Der Hausmeister hatte seine Taschen durchsucht und ihn abgeklopft, da war nichts, was ihm gefährlich erschienen wäre. Keine Waffe, kein Brandsatz oder Sprengsatz.

Die kleine Flasche enthielt nur grauen, modrig riechenden Staub, der nicht mal brennbar war.

»Na, Mister, sind Sie jetzt am richtigen Fleck?« fragte der Hausmeister.

»Stören Sie mich nicht!« sagte Frank Harper streng, ohne sich umzudrehen. »Lassen Sie mich allein.«

»Wie Sie meinen.« Der Hausmeister beschloß, in dem Verschlag vor

den Abstellräumen, der zwanzig Meter entfernt war, eine Zigarette zu rauchen und Kaffee aus der Thermosflasche zu trinken. Dort stand auch eine alte Couch, auf die er sich setzen konnte. »Aber beeilen Sie sich. Um Punkt ein Uhr gehen Sie, so ist es abgemacht.«

Frank Harper antwortete nicht. Der Hausmeister schloß kopfschüttelnd die Feuerschutztür und entfernte sich. Auf jeden Fall war er um hundert Dollar reicher.

Frank Harper stand mit leicht gespreizten Beinen auf dem schmutzigen Betonboden. Seine sämtlichen Muskelfasern vibrierten, er spürte eine fast unerträgliche Spannung. Die Flasche in seiner rechten Hand schlug mehrmals so heftig nach unten aus, daß er sie kaum festhalten konnte.

Es war wie bei einer Wünschelrute. Auf die gleiche Art und Weise hatte Frank Harper auch hergefunden. Er war überzeugt, daß er über dem Grab von Montague Harper und Asenath stand. Im Jahre 1793 waren beide an dieser Stelle verscharrt worden, in einem großen geweihten Sarg, der mit Silbernägeln verschlossen und mit silbernen Bändern versehen war.

Jetzt, fast zweihundert Jahre später, stand ein Wolkenkratzer an der Stelle. Daß man beim Ausheben und Aussprengen der Fundamente nicht auf den Sarg gestoßen war, darauf verschwendete Frank keinen Gedanken.

Wo Schwarze Magie im Spiel war, galten keine normalen Maßstäbe.

Sein Herz hämmerte bis zum Hals, der kalte Schweiß brach ihm aus. Etwas in ihm sträubte sich, eine innere Stimme riet ihm, schleunigst wegzulaufen, so weit fort wie nur möglich. Aber Frank wollte und konnte nicht.

Denn sonst wäre die Arbeit vieler Monate sinnlos gewesen. Er mußte Bescheid wissen und redete sich ein, ihm könne nichts passieren.

Frank Harper murmelte eine Beschwörung, die er dem alten Buch entnommen hatte. Er stand genau an der richtigen Stelle. Er zog den Glasstöpsel aus der Flasche, neigte sie und ließ das darin befindliche Pulver auf den Kellerboden rieseln.

Zunächst geschah nichts. Frank Harpers Spannung wuchs, seine Knie zitterten.

Dann flackerten die Neonröhren. Eine eisige Kälte breitete sich aus, und wie ein Nebel wolkte es vom Boden hoch. Ein Rauschen übertönte die Geräusche der Heizungsanlage, Wispern, eigenartige Laute und fernes Stimmengemurmel erklangen.

Frank Harper bebte.

»Montague Harper!« stieß er mit heiserer Stimme hervor. »Hexer Montague, du Freund des frischen Blutes! Asenath, schreckliches Wesen aus ferner Zeit! Tochter der Nacht!«

Die Worte flogen ihm zu, er wußte nicht woher. Ein fahles,

grünliches Leuchten erhellte den Keller, der Nebel kroch an Frank Harpers Körper hoch. Der junge Mann fror bis ins Mark, seine Zähne klapperten.

Das Buch und die Flasche rutschten ihm aus der Hand, er spürte es nicht. Beides schwebte so langsam wie Federn zu Boden.

Plötzlich ertönte ein lautes Brausen. Ein satanisches Gelächter voller Hohn und Bosheit gellte. Der Boden bewegte sich wie bei einem leichten Erdbeben.

Und übergroß und geisterhaft stiegen sie aus den Tiefen der Erde, durch den Stahlbeton der Wolkenkratzerfundamente. Montague Harper und seine Gefährtin Asenath: durchscheinende weiße Erscheinungen, die Eiskälte verströmten. Ihre Augen glühten rot.

»Frank Harper, heißgeliebter Nachkomme, armseliger Menschenwurm!« dröhnte die Stimme des Hexers Montague. »Ich danke dir von ganzem Herzen, daß du uns aus dem Reich der Schatten zurückgeholt hast. Jetzt sind wir wieder da, unsere Macht ist größer denn je. Nun rückt es in greifbare Nähe, unser großes Ziel zu Lebzeiten.«

»Diese Narren haben uns sogar noch einen Gefallen getan, als sie uns begruben«, kicherte Asenath. »Denn jetzt sind wir der lästigen Beschränkungen ledig, die der Körper eines sterblichen Menschen auferlegt. Könige der Nacht sind wir geworden.«

»Vampire!« rief Montague. »Das war schon immer unser Traum.«

Asenath streckte Frank Harper ihre blasse, eiskalte Hand entgegen.

»Wir werden nicht allein bleiben. Das Königreich der Vampire wollen wir gründen, hier an den Ufern des Hudson. Vampyrodam soll es heißen! Merk dir den Namen gut: Vampyrodam! Die Welt soll vor ihm zittern.«

»Vampyrodam!« sprach auch der dämonische Montague. »Gib mir dein Blut, mein Nachkomme. Es soll mich stärken.«

Frank Harpers Nackenhaare sträubten sich. Er begriff, daß er hereingelegt worden war und Montague und Asenath nur als Werkzeug gedient hatte. Von Grauen erfaßt, flüchtete er aus dem Heizungskeller, rannte schreiend den Kellergang entlang und die Treppe hoch.

Er floh aus dem Seitenausgang des Wolkenkratzers, und noch immer gellte ihm Montagues und Asenaths Hohngelächter in den Ohren. Schreiend rannte er die Dritte Avenue entlang und rang die Hände.

Unseliger, hämmerte ihm eine innere Stimme ins Gehirn, was hast du getan? Dem Grab, das sie nie mehr hätte freigeben dürfen, sind sie entstiegen, durch deine Schuld.

Während Frank Harper vor Horror und Verzweiflung an den Rand des Wahnsinns geriet, erfüllte sich das Schicksal des schwarzen Hausmeisters. Er hatte den Lärm gehört, das laute Brausen und die

Stimmen. Zunächst hatte er sich verkrochen, doch jetzt wagte er sich vor, mit einem Knüppel bewaffnet.

Entschlossen stieß er die Feuerschutztür zum Heizungskeller auf. Er sah fahles, unnatürliches Licht. Nebel wölkte vor seinen Augen. Aus diesem Nebel schälten sich die Konturen eines hochgewachsenen, altertümlich gekleideten Mannes und die einer schwarzhaarigen, dämonisch schönen Frau mit tiefausgeschnittenem roten Kleid.

Glühende Augen fixierten ihn. Die Schwarzhaarige öffnete die Lippen, dolchspitze Eckzähne bleckten.

Der Neger wurde vor Schrecken aschgrau. Ihm war, als würde er mit dem ganzen Körper in Eiswasser getaucht, wie gelähmt stand er da. Und vor seinen entsetzten Augen wurde der Mann zu einer großen Fledermaus mit spitzen Zähnen.

Da wich die Lähmung von dem Neger. Herumwirbeln und wegrennen war eines. Doch noch bevor die Feuerschutztür ins Schloß fiel, war die Fledermaus da. Die Tür flog auf, wie von einer unsichtbaren Gewalt getroffen. Schnell und lautlos verfolgte der Vampir den Flüchtenden.

Er holte ihn auf der Kellertreppe ein. Spitze Krallen bohrten sich in den Rücken des Schwarzen. Eine schwere Last riß ihn von den Füßen, sein Sträuben half ihm nicht gegen die dämonischen Kräfte.

Ein letztes Mal schrie der Neger. Dann verstummte er, und der Vampir, der wieder menschliche Gestalt angenommen hatte, lag halb über ihm.

***

Um 17.30 Uhr Ortszeit stiegen wir auf dem John F. Kennedy Airport in New York aus der Concorde. In zweieinhalb Stunden hatte der Überschallvogel uns über den Atlantik katapultiert. Wir, das waren Suko, mein chinesischer Freund und Kampfgefährte, und ich, John Sinclair.

Suko, ein Hüne von einem Mann und ein Kraftpaket, konnte selbst dem Frankenstein-Monster das Fürchten beibringen, wenn er grimmig dreinschaute. Er war Karatekämpfer und vermochte mit den Handkanten Tischecken abzuschlagen und andere Scherze vorzuführen.

Doch in Wirklichkeit tat er nicht mal einer Fliege etwas zuleide, so gutmütig war er. Nur wenn er zu sehr gereizt wurde, wurde er zu einem fürchterlichen Gegner.

Zunächst marschierten wir mit den übrigen Passagieren durch einen sehr langen Gang. Meinen Einsatzkoffer mit dem geweihten silbernen Dolch, der bolzenverschießenden Pistole, die ich gegen Vampire einsetzte, und anderen Spezialitäten trug ich als Handgepäck bei mir. Auch Suko schleppte einen Handkoffer.

Ein dringender Hilferuf Linda Maitlands, der Freundin von Frank

Harper, hatte uns nach New York City gerufen. Linda hatte meinen Namen und die Adresse meiner Dienststelle von Laurie Ball erhalten, die zu ihrem Bekanntenkreis gehörte.

Ich hatte Laurie bei meinem letzten Abenteuer in New York kennengelernt. Damals hatte der Spuk, der berüchtigte Herrscher im Reich der Schatten, das Horror-Taxi eingesetzt, um mir den Garaus zu machen.[1]

Die mit Silberkugeln geladene Beretta-Pistole steckte in meiner Schulterhalfter. Als Scotland-Yard-Beamter hatte ich bewaffnet an Bord des Flugzeugs gehen dürfen. Ein mit hieroglyphenartigen Zeichen versehenes silbernes Kreuz und eine gnostische Gemme mit einem Abraxas trug ich unterm Hemd um den Hals.

Das war meine Ausrüstung für den Kampf gegen die Dämonen und Mächte der Finsternis.

Als wir die große Halle betraten, sah ich Laurie Ball hinter den Schaltern der Beamten von der Einwanderungsbehörde stehen. Sie winkte mir aufgeregt zu, ich hob die Rechte.

Laurie war ein burschikoser Typ mit einem sommersprossigen Gesicht und kurzgeschnittenem blondem Haar. Keine große Schönheit, aber ein Mädchen, mit dem man Pferde stehlen konnte.

Während ich noch die Einreiseerklärung ausfüllte, drängte Laurie sich bereits an die Beamten heran.

»Das ist mein alter Freund John Sinclair aus Merry Old England«, sagte sie. »Er gefährdet die Sicherheit der Vereinigten Staaten bestimmt nicht, im Gegenteil. In New York würde es schlimm aussehen, wenn er nicht gewesen wäre.«

Die Beamten drückten uns die Stempel in die Pässe und ließen uns anstandslos passieren. Laurie küßte mich auf die Wange, dazu mußte sie auf die Zehenspitzen hoch.

»John, du treulose Tomate, warum hast du solange nichts von dir hören lassen? Fein, daß du da bist.«

Ich stelle Suko vor. Mit seinem blauen Anzug, dem besten Stück seiner Garderobe, sah er wie verkleidet aus. Das spärliche schwarze Haar hatte er sorgfältig pomadisiert und gescheitelt.

Er verbeugte sich knapp vor Laurie.

»Keine Angst, Miß, ich sehe nur so aus, als würde ich jeden Tag drei Leute totschlagen. In Wirklichkeit sind es höchstens zwei.«

Laurie lachte, das Eis war gebrochen. Sie hängte sich bei uns ein, und gemeinsam wanderten wir zum Lift, der uns zwei Etagen tiefer brachte. Beim Gepäckband mußten wir eine Weile warten, bis wir unsere Koffer erhielten.

Wir überbrückten sie mit Unterhaltung. Laurie erzählte New Yorker Anekdoten. In ihrer Branche als Reporterin erlebte sie nicht gerade wenig. Ihr Metier waren soziale Themen und Angelegenheiten, die

speziell Frauen betrafen.

Beim Zoll wurden wir nicht aufgehalten. Jetzt suchten wir das nächste Restaurant auf und setzten uns an einen freien Ecktisch. Die beiden Tische in der nächsten Nähe waren frei. Wir konnten frei von der Leber weg reden. Laurie Ball bestellte beim Kellner einen Martini, Suko einen Kaffee und ich einen Tee.

»Erzähle uns von dieser Vampirgeschichte«, forderte ich Laurie auf. »Die schriftliche Nachricht war ziemlich knapp. Die Angelegenheit ist doch ernstzunehmen?«

Laurie schnitt eine Grimasse. »Deswegen wollte ich den Martini. Ja, es ist ein sehr ernster Fall. Wenn du nicht helfen kannst, John, dann sieht es schlimm aus.«

Sie erzählte von Frank Harper, einem zwanzigjährigen Geschichts- und Anglistik-Studenten an der Columbia University in Manhattan. Frank hatte schon als Kind einen Hang zum Okkulten gehabt, zeitweise sollte er regelrecht weggetreten gewesen sein. Er zeichnete als kleiner Junge vorzugsweise Särge und Skelette und zitierte manchmal Abschnitte aus dem berüchtigten »Necronomicon« des wahnsinnigen Arabers Abu Alhazred und anderen Werken der Dämonologie und Magie.

Die fassungslosen Eltern konnten sich das überhaupt nicht erklären. Meistens benahm sich Frank wie ein völlig normaler Junge. Er war lebhaft, am Sport interessiert und draufgängerisch.

»Es war, als hätte er zeitweise unter einem fremden Einfluß gestanden«, schilderte Laurie. »Er selbst sprach auch von einer Stimme, die ihm die Dinge zuflüsterte, die er dann sagte. Und er hatte ein Wissen über Details vergangener Zeiten, das schon ans Wunderbare grenzte.«

»Hm, das ist allerdings bemerkenswert. Weiter, Laurie.«

Der Kellner brachte unsere Getränke, und wir schwiegen, bis er wieder weg war. »Während der Pubertät verloren sich Franks Eigenarten völlig«, fuhr Laurie dann fort. »Zur großen Erleichterung seiner Eltern. Er beendete das College mit Auszeichnung und begann sein Studium an der Columbia University. Doch vor achtzehn Monaten brach sein Hang zum Okkultismus wieder voll durch. Gepaart mit einem Interesse für die Familiengeschichte der Harpers, das schon manisch zu nennen war. Damals war Frank schon einige Monate mit Linda Maitland befreundet. Er begann sich abzukapseln, als seine okkulte Phase wieder anfing, vernachlässigte sein Studium und hatte fast nur noch für seine eigenen Studien Interesse. Seine Freundin Linda drang in ihn, doch er wollte sich ihr nicht anvertrauen. Er sagte nur, er würde sich mit großen Dingen beschäftigen, die die Geschichtswissenschaft revolutionieren könnten. Frank hatte die Universitätslaufbahn einschlagen und Hochschulprofessor werden

wollen. Wenn seine Arbeiten abgeschlossen wären, würde zwischen ihnen wieder alles so sein wie früher, so sagte er zu Linda.«

»Näher äußerte er sich nicht?«

»Nein. Nur ein- oder zweimal sprach er von Salem und von Dingen, die auch Cotton Mather, der um 1690 herum eine Welle von Hexerprozessen inszenierte, sich nicht hätte träumen lassen. Er erwähnte den alten Montague und seine Gefährtin Asenath, er sprach von den tanzenden Schatten im schottischen Hochland und von den unnennbaren Greueln in den Hügeln. Von den Männern und Frauen, die nicht älter wurden.«

Ein leichter Schauder überlief mich, als ich davon hörte. Ich hatte alte Aufzeichnungen über einen fluchwürdigen Geheimkult in Schottland gelesen, der seit der Zeit der keltischen Druiden existierte. In den Dokumenten hieß es, daß die Oberpriester des Kultes tausend Jahre und älter gewesen wäre.

Oliver Cromwell, der englische Lordprotektor, hatte den Kult bis 1650 herum ausgerottet und dem Schrecken ein Ende gesetzt. Könnte es vielleicht möglich sein, daß Anhängern dieses Kultes die Flucht in die Neue Welt, nach Amerika, gelungen war?

»Im Sommer war Frank Harper während der gesamten sechswöchigen Semesterferien verschwunden«, fuhr Laurie fort. »Obwohl er Linda Maitland versprochen hatte, mit ihr einen Europatrip zu unternehmen. Als er zurückkehrte, war er von einem inneren Triumph erfüllt. Er gab an, jetzt hätte er Beweise. Jetzt sei er sicher, daß Montague Harper mit Asenath um 1690 herum von Salem nach New York übersiedelt sei, das damals englisch war und nur einige tausend Einwohner zählte. Damals konnte man auf der Halbinsel Manhattan noch Biber fangen und Wild jagen.«

Laurie trank ihren Martini aus und nahm eine Zigarette aus der Packung. Ich gab ihr Feuer.

»Danke. Linda Maitland hielt weiter zu Frank Harper, obwohl dessen Handeln für sie immer unverständlicher wurde. Frank kehrte nicht an die Universität zurück. Statt dessen stöberte er wie ein Besessener in den alten Stadtarchiven und sichtete alle Aufzeichnungen aus dem 18. Jahrhundert, deren er habhaft werden konnte. Einmal äußerte er Linda gegenüber, Montague Harper und Asenath habe im Jahr 1793 ihr Schicksal ereilt. Sie wären gebannt und lebend begraben worden.«

»Moment mal«, wandte ich ein. »Wenn Montague Harper um 1690 als erwachsener Mann von Salem wegging, dann hätte er bis 1793 ein wahrhaft biblisches Alter erreicht haben müssen.«

»Frank sagte es, so erzählte Linda es mir«, meinte Laurie Ball. »Ende August geschah es dann. Frank war sehr aufgeregt, überhaupt nicht mehr ansprechbar. Er mußte irgendwo etwas gefunden haben, das ihn in einen wahren Fieberwahn versetzte. Er schloß sich in seinem

Zimmer ein und studierte zwei Tage und zwei Nächte hindurch. Dann schlief er zwölf Stunden, aß, unterhielt sich anscheinend ganz normal mit seiner Mutter und mit Linda. Am Abend ging er aus. In der gleichen Nacht, gegen zwei Uhr morgens, wurden seine Eltern vom 17. Polizeirevier in Manhattan Midtown angerufen. Frank war auf der Straße aufgegriffen worden, völlig aufgelöst und nicht bei Sinnen. Vollkommen außer sich, sprach er immer wieder von einer entsetzlichen Schuld, die er auf sich geladen habe, vom alten Montague und Asenath und ihrem gräßlichen Plan. Er redete vom Reich der Vampire, von Vampyrodam, das in New York City entstehen sollte.«

»Vampyrodam«, sagte Suko. »Es gibt eine alte Überlieferung, nach der die Vampire eines Tages die Welt beherrschen werden. Vampyrodam, so soll ihr Reich heißen.«

»Frank kam zuerst in die geschlossene Psychiatrische Abteilung des Bellevue Hospitals«, fuhr Laurie fort. »Manchmal tobte er und hatte Visionen. Er versuchte, Wärter und Mitpatienten in den Hals zu beißen, zeitweise sprach er auch mit fremden Stimmen. Dann wieder wirkte er normal und völlig gebrochen. Schließlich wurde er in eine private Nervenklinik im Stadtteil Richmond eingeliefert, und dort befindet er sich noch. Das sind die Fakten.«

»Das ist natürlich etwas dünn«, sagte ich. »In den Nervenkliniken und Sanatorien wimmelt es von Leuten, die sich einbilden, Napoleon, Hitler, Dracula und wer weiß wer zu sein. Ich kannte mal einen, der sagte immer: ›Am Anfang schuf ich Himmel und Erde. Da war alles noch okay, aber ich hätte die 5-Tage-Woche einhalten sollen. Denn als ich am sechsten Tag den Menschen fabrizierte, ging der Trouble los. Und seither wird es immer schlimmer.‹ Der Mann ist vorher eine wissenschaftliche Kapazität gewesen.«

Laurie lachte auf.

»Vielleicht hat Frank Harper nur eine Macke«, sagte ich. »Aber das werden wir schnell herausfinden. Jetzt fahren wir zuerst einmal zu Linda Maitland. Du hast uns doch avisiert, Laurie?«

»Aber gewiß. Sie erwartet dich schon sehnsüchtig, John.«

»Die Sehnsucht kann gestillt werden.«

Wir tranken aus, zahlten und standen auf. Dann verließen wir das Flughafengebäude. Vor dem Terminal stand eine ganze Reihe von Taxis, die gelben New Yorker Yellow Cabs. Einen Moment schauderte es mich, als wir auf das erste Taxi in der Reihe zusteuerten.

Ich erinnerte mich wieder an mein Abenteuer mit dem Horror-Taxi von New York.

Der Fahrer, ein Neger mit Chauffeursmütze, half uns, das Gepäck zu verstauen. Laurie Ball hatte für Suko und mich auch zwei Hotelzimmer gebucht, im Biltmore in der 47. Straße Ost, in der Nähe

der Grand Central Station.

Aber zuerst wollten wir mit Linda Maitland reden, die uns im Studentenwohnheim der Columbia University erwartete.

Ich setzte mich auf den Beifahrersitz, Suko und Laurie hatten hinten Platz genommen, und ich nannte dem Fahrer das Ziel.

»Wird gemacht, Sir«, sagte er und fuhr mit seinem Chevy los. »Wie geht es denn so drüben in Merry Old England?«

Er hatte meinen schwachen Akzent also doch bemerkt.

»Wir können nicht klagen«, antwortete ich. »Und was macht der New Yorker Schuldenberg?«

New York City ist die höchstverschuldete Stadt der USA.

»Well, der wächst munter weiter«, meinte der Fahrer. »Stört es Sie, wenn ich das Radio einschalte?«

»Durchaus nicht.«

Der Hit »Rivers of Babylon« dudelte uns ins Ohr. Das hätten die alten Hebräer sich in der Babylonischen Gefangenschaft auch nicht träumen lassen, daß sie Jahrtausende später noch mal in die Hitparade kämen. Der Chauffeur fuhr quer durch Brooklyn und über die Queensboro Bridge hinüber nach Manhattan. Zur Linken ragte am Ufer des East River das UNO-Hochhaus auf, und im Hintergrund standen unübersehbar die Doppeltürme des World Trade Centers, die das Empire State Building noch überragten.

Das Wetter war recht schön. Mitte Oktober gab es in New York diesmal noch ein paar sonnige Tage. Die Sonne war schon vor mehr als einer Stunde untergegangen, und die Dämmerung brach ein. Unwillkürlich dachte ich daran, daß mit dem Sonnenuntergang die Zeit der Vampire begann.

Sobald die Sonne versunken war, wollte ein Vampir seinen Sarg verlassen, in dem er tagsüber ruhte. Und bei Sonnenaufgang mußte er längst wieder zu seinem Zufluchtsort zurückgekehrt sein.

So war es zumindestens bei den echten Vampiren. Es gab noch andere Blutsauger dämonischer Art mit Vampirzähnen, für die diese klassischen Regeln nicht galten. Der echte Vampir ruhte tagsüber in einem Sarg, Sonnenlicht war tödlich für ihn. Er hatte kein Spiegelbild und vermochte fließendes Wasser nicht aus eigener Kraft zu überqueren.

Er konnte sich in eine Fledermaus verwandeln, und er vermochte als ein Nebel durch ein Schlüsselloch oder einen winzigen Ritz in einen verschlossenen Raum einzudringen. Ein Kreuz, das Zeichen des Guten seit den Anfängen der Menschheit, trieb ihn zurück, und Knoblauch mochte er nicht.

Sein Blick war hypnotisch und bezwingend, seine Kraft übermenschlich. Während der Zeit seiner Aktivität konnte man ihn kaum bezwingen. Ich überlegte mir, mit welcher Sorte Vampir wir es

in New York zu tun hatten.

Wenn der alte Montague wirklich ein Anhänger jenes uralten schottischen Teufelskults war, konnten wir uns auf allerhand gefaßt machen. Montague und Asenath mußten große Macht besitzen.

Plötzlich fröstelte ich. Ich sah die Hochhäuser, Wolkenkratzer und Straßenschluchten von Manhattan mit anderen Augen. Hinter den vielen Lichtern der Großstadt lauerte das Unheimliche.

»Fahren Sie etwas schneller«, sagte ich zum Chauffeur. »Wir haben es eilig.«

Er trat aufs Gas und überholte gekonnt im Slalomstil.

»Eine Frage, Mister«, sagte er, als wir an der nächsten roten Ampel halten mußten. »Kennen Sie New Yorks einzige Jungfrau über sechzehn?«

»Das ist die Freiheitsstatue«, mischte sich Laurie Ball von hinten ein. »Driver, der Witz hat einen Bart von hier bis Miami. Und hinter Miami der schwarze Apparat mit der Rolle, das ist die Bartwickelmaschine.«

Suko und ich lachten dreimal kurz. Eine Viertelstunde später hielten wir vor dem Wohnblock des Studentenwohnheims, in dem Linda Maitland ihr Zimmer hatte. Oben im 26. Stock, mit Aussicht auf den Riverside Park und den Westside Express Highway.

***

Bill Wesson steuerte seinen Datsun Cherry in den Riverside Park. Er lenkte nur mit der linken Hand, die Rechte spielte am Nacken von Agnes Lakehurst, einer Achtzehnjährigen mit aufregenden Formen. Kastanienbraunes Haar fiel über Agnes' Schultern. Ihr gelber Strickpulli spannte sich über Brüsten, die jeden Kurvenstar vor Neid hätten erblassen lassen.

Im Gesicht sah Agnes Lakehurst nicht ganz so gut aus. Ihre Nase war etwas zu spitz, und sie litt an unreiner Haut. Allen kosmetischen und medizinischen Bemühungen zum Trotz.

Bill Wesson war dreiundzwanzig Jahre alt, er studierte Rechtswissenschaften. Er hatte eine Figur wie eine Bohnenstange, abstehende Ohren und trug eine schwarze Hornbrille. Er erinnerte an einen zu lang geratenen Woody Allen in jungen Jahren.

Doch Bill war kein Kostverächter. Seit Wochen war er mit aller Vehemenz hinter Agnes her. Bei ihrer Figur sah er über die spitze Nase und die Akne glatt hinweg. Außerdem wollte er sie ja nicht gleich heiraten.

Er hätte Agnes nach einem Einkaufsbummel in Manhattan Midtown zum Studentenwohnheim fahren sollen. Am Abend beabsichtigten sie, mit anderen Studenten ein Musical zu besuchen. Bill Wesson war absolut unmusikalisch, ihm schwebte ein anderer Verlauf des Abends vor.

Seine Bude war sturmfrei. Agnes hatte sich geweigert, ihm dorthin zu folgen. Im Studentenwohnheim teilte sie ein Zimmer mit einer Kommilitonin, da lief nichts. Bill wollte also im Riverside Park zu einem massiven Angriff auf Agnes' Tugend ansetzen.

Mehr als harmlose Zärtlichkeiten hatte sie ihm noch nie erlaubt. Bill Wesson fühlte sich allmählich wie ein Kochtopf mit Überdruck.

In der Dämmerung hielt er im Schatten einer Buschgruppe, schaltete die Scheinwerfer aus und stellte den Motor ab. Voller Leidenschaft umarmte er Agnes Lakehurst.

»Aber Bill«, sagte sie vorwurfsvoll. »Du wolltest mich doch zum Wohnheim fahren.«

Bill preßte sie an sich und küßte sie, wie er es im Film gesehen hatte. Die Brille rutschte ihm dabei nach vorn auf die Nase, und er setzte sie ab und legte sie aufs Armaturenbrett. Ohne Brille sah Bill ziemlich schlecht, aber das war jetzt unwichtig.

»Agnes«, stöhnte er und streichelte ihr schimmerndes Haar. »Ich bin verrückt nach dir, dein Duft, deine Nähe und deine Schönheit rauben mir den Verstand. Ach Agnes, Agnes…«

Das Mädchen war geschmeichelt. Sie erwiderte Bills Kuß, sie schmiegte sich in seine Arme.

Minuten verstrichen. Es war niemand in der Nähe, dieser Teil des Riverside Parks lag verlassen. Vom Hudson her blies ein kalter Wind, den die beiden im Wagen aber nicht spürten.

New Yorker Straßenräuber und anderes Gelichter konzentrierten sich auf den Central Park und andere Parkanlagen im Zentrum, die mehr frequentiert wurden. Im Riverside Park war man abends und nachts relativ sicher.

Bill Wesson spürte, wie seine Zärtlichkeiten und schönen Worte Agnes Lakehurst erhitzten. Ihr Atem ging schnellen.

»Fahren wir doch zu mir«, sagte er. »Wir lassen dieses alberne Musical schießen. Agnes, ich liebe dich, ich muß dich haben.«

»Nein, Bill, ich… ich kann nicht. Es wäre das erste Mal, und überhaupt… Ich… ich habe Angst.«

Sie zögerte. Bill dachte, daß sie nahe daran sei nachzugeben. Verzweifelt suchte er nach einem guten Argument, um das Mädchen zu überreden und die letzten Widerstände zu überwinden.

Er hatte eine Idee.

»Es ist auch gut gegen deine Akne. Sie wird verschwinden, wenn du erst eine richtige Frau bist, glaub mir.«

Er brachte das sehr überzeugend.

»Bist du sicher?« fragte Agnes zweifelnd.

»Aber klar. Wußtest du das denn nicht?«

Jetzt wurde Agnes Lakehurst ernstlich schwankend. Sie hatte sich ihr erstes Erlebnis anders vorgestellt und mehr an einen Typ wie John

Travolta gedacht. Aber wenn sie auf Travolta warten wollte, würde sie ihre Akne wohl bis ins Jahr Zweitausend behalten.

»Ich weiß nicht«, meinte sie.

Sie wollte nachgeben, doch da schrie sie auf und deutete durch die Frontscheibe des Datsun nach vorn.

»Da! Bill, wir werden beobachtet! Ein Mann!«

Ausgerechnet, dachte Bill Wesson wütend. Der Kerl macht mir alles kaputt, jetzt ist die ganze Stimmung ruiniert. Den wollte er sich kaufen. Bill Wesson setzte seine Brille auf und blinzelte ein paarmal.

Agnes Lakehurst war ernüchtert. Sie zog ihren Pullover zurecht und rückte von Bill ab. Der junge Mann sah eine große, hagere Gestalt im Schatten einer kahlen Rotbuche stehen. Es schien ihm, als ob die Augen des Unbekannten glimmen würden. Aber das war sicher eine optische Täuschung.

Bill Wesson preßte die Lippen zusammen. Er war kein Feigling, die Wut hatte ihn gepackt. Er stieg aus und ging auf die hagere Erscheinung zu. Auf dem Hudson tutete ein Schlepper, und vom West Side Highway schallte Verkehrslärm herüber.

»Verdammter Spanner!« zischte Bill Wesson. »Hau bloß ab, sonst…«

Der Unbekannte rührte sich nicht. Er trug einen schwarzen Umhang, dessen Kragen rot glänzte. Die Hände waren lang und bleich, das Gesicht sehr blaß, mit dünnen Lippen, eingefallenen Wangen und hohen Backenknochen. Die Augen, in denen glimmende Punkte zu tanzen schienen, lagen tief in Höhlen. Die Nase sprang vor wie ein Adlerschnabel, und das schwarze Haar über der hohen Stirn war glatt zurückgekämmt. Die Geheimratsecken paßten genau zu der Erscheinung des Hageren.

Ein Schauder überlief Bill Wesson. Doch er nahm sich zusammen. Vielleicht fixte der Kerl Heroin und sah deshalb so ausgemergelt aus. Auch den Moderduft, der ihm entgegenwehte, ignorierte Bill Wesson.

»Bist du noch nicht weg?« fragte er und hob drohend die Faust.

Da schoß die Rechte des Fremden vor und packte Bill Wessons Handgelenk. Es war ein stählerner Griff, in den tiefliegenden Augen funkelte es. Den Kräften des unheimlichen Fremden hatte Bill Wesson nichts mehr entgegenzusetzen.

Mühelos bezwang ihn der Fremde. Sein Blick lähmte Bill Wesson. Wie betäubt stand der junge Mann da. Langsam näherte sich das Gesicht des Fremden seinem Hals. Die schmalen Lippen öffneten sich und gaben lange, dolchartige Eckzähne frei.

Die Lähmung hatte auch Bill Wessons Denken erfaßt, er spürte nur eine unbestimmte Angst. Seine Glieder waren so schwer wie Blei. Der Biß des Vampirs schmerzte Bill Wesson dagegen kaum.

Agnes Lakehurst saß im roten Datsun Cherry, verrenkte sich den Hals und versuchte vergebens, zu erkennen, was sich fünfzehn Meter vor

ihr abspielte. Einen Moment hatte es so ausgesehen, als ob Bill und der Fremde miteinander ringen würden.

Doch nur für zwanzig oder dreißig Sekunden, dann lösten sie sich wieder voneinander. Der hagere Fremde schritt auf den Wagen zu, und Bill Wesson folgte ihm willenlos wie ein Automat.

Das Mädchen verstand nicht, was das bedeuten sollte. Der Fremde näherte sich. Jetzt erkannte Agnes, daß sein Umhang innen rot gefüttert war. Angst keimte in ihr auf. Das Näherkommen dieses hageren Mannes hatte etwas Endgültiges und Bestimmtes.

Agnes' Herz hämmerte bis zum Hals. Sie hatte nicht erkennen können, was der Fremde mit Bill Wesson tat. Wie gelähmt saß sie da, ihr fiel nicht ein, den Wagen von innen zu verriegeln. Es hätte ihr auch wenig genutzt.

Jetzt stand der Vampir schon an der rechten Wagenseite. Bill Wesson öffnete die Fahrertür und beugte sich zu ihr herein. Sein Gesicht war blaß, auf der linken Halsseite befanden sich zwei blutende kleine Wunden, so als ob zwei Dornen ihn gestochen hätten.

Bill Wesson hatte seine schwarze Hornbrille verloren. Doch er blinzelte nicht kurzsichtig, seine Augen blickten im Gegenteil glasig und stumpf. Sein Gesicht war starr, die Muskeln verspannt.

»Ergib dich dem Meister, Agnes«, sagte er mit dumpfer Stimme.

Der Unheimliche öffnete die Tür auf der Beifahrerseite. Er bückte sich. Agnes Lakehurst sah in ein bleiches, hageres Gesicht mit dämonisch funkelnden Augen, der Mund war aufgerissen, die Vampirzähne bleckten.

Agnes hatte genug Dracula-Filme gesehen, um zu wissen, was ihr bevorstand.

»Aaaaahhhh!« schrie sie gellend auf und wollte am Steuer vorbei aus dem Wagen rutschen.

Aber da war Bill Wesson, der sie zurückdrängte und festhielt.

»Ich bin Montague Harper!« sagte der Blutsauger mit sonorer Stimme. Sein Modergeruch wehte in den kleinen japanischen Wagen. »Dein Blut wird mich stärken, du sollst eine echte Vampirin werden. Eine Trägerin des magischen Keimes, nicht nur ein Diener wie dein Gefährte. Ergib dich mir, Mädchen, und schmecke die Süße meines Vampirkusses, der alles in dir verwandeln wird.«

Agnes Lakehurst verstand jedes Wort, das der Unheimliche sagte, hätte aber nicht angeben können, welcher Sprache er sich bediente. Sie schrie wieder, sie sträubte sich und strampelte. Doch Bill Wesson hielt sie eisern fest. Der Vampir packte zu.

Seine dämonischen Augen fixierten das panisch erschrockene Mädchen, wie Eisnadeln stach es in Agnes' Gehirn. Ihr Widerstand wurde ausgeschaltet, reglos saß sie da.

Und erwartete den Biß des Vampirs.

***

Es war fast 19 Uhr, als wir an Linda Maitlands Zimmertür klopften. Das Taxi hatte uns abgesetzt, unsere Koffer hatten wir mit nach oben gebracht. Das Studentenwohnheim war ein Wohnsilo mit langen Gängen, in denen Popfarben vorherrschten.

Es hätte mal wieder geputzt werden können. Im Zimmer drinnen dudelte Schlagermusik.

Ich klopfte wieder, diesmal fester. Endlich erklangen drinnen Schritte, jemand öffnete, doch die Sperrkette blieb vorgelegt. In New York gibt es gewisse Vorsichtsmaßregeln, an die jeder sich hält.

»Mach schon auf, Linda«, sagte Laurie Ball. »Das sind John Sinclair aus London und sein Freund Suko.«

»Oh, hallo! Das freut mich aber, Mister Sinclair.«

Sie öffnete, ein bildhübsches Mädchen stand im Türrahmen. Linda Maitland war etwas über mittelgroß, schlank, mit ausgeprägten Rundungen an den richtigen Stellen. Disco-Queen stand quer über der Brust auf ihrem weißen T-Shirt. Das hätte sie auch sein können.

Lindas schwarzes Haar war kurzgeschnitten, ihre Augen dunkel, der kirschrote Lippenstift betonte ihren sinnlichen Mund. Der junge Frank Harper hatte jedenfalls einen ausgezeichneten Geschmack. An seiner Stelle hätte ich mich viel lieber diesem rassigen Girl als irgendwelchen okkulten Schwarten gewidmet.

Doch ich bezweifelte, daß Frank Harper letzteres aus freiem Willen getan hatte. Vermutlich hatte er von Jugend an unter einem unheimlichen Einfluß gestanden.

»Bitte, treten Sie ein, Mister Sinclair, Mister Suko«, sagte das Girl und gab die Tür frei.

Wir stellten unser Gepäck in der kleinen Diele ab. Das Wohn-Schlafzimmer war geräumiger, als ich erwartet hatte. Eine Kochnische mit Dunstabzug, zwei Arbeitsecken fürs Studieren gehörten dazu. Ein Badezimmer mit Dusche und Toilette befand sich nebenan.

Linda Maitlands Zimmernachbarin war anwesend, eine große Blondine mit Tweedrock und schläfrigem Blick. Sie hockte auf einem Sitzpolster und hörte Disco-Musik. An der einen Wand hing ein riesiges Poster des schwarzlockigen Disco-Flmstars John Travolta im weißen Anzug.

Mein Namensvetter John war zur Zeit der große Kassenschlager und das Jugendidol. Warum auch nicht? Ich sah im Starrummel nichts Negatives, wenn ich auch über seine Auswüchse lächelte.

»Schalt mal leiser, Debra!« rief Linda mit voller Stimmkraft. »Und könntest du vielleicht Jackie besuchen, wie du es für heute abend vorhattest?«

Debra erhob sich und drehte die Stereoanlage um etliche Phon zurück.

»Okay, okay«, sagte sie, holte ihre Handtasche, fuhr sich vorm Spiegel flüchtig übers Haar, zog die Lippen nach und verschwand mit einstudiertem Hüftschwung.

Ihr Seitenblick auf mich hatte Interesse gezeigt. Doch Debra war weder mein Typ, noch war ich zum Flirten nach New York geflogen.

Die Zimmer im Studentenwohnheim waren im Grundriß und in der Grundausstattung alle gleich. Doch Linda und Debra hatten es verstanden, ihrem Zimmer eine persönliche Note zu geben. Es roch nach Parfüm.

Auf der rechten Bettcouch saß ein von den Jahren mitgenommener Plüschbär unter einem Regal mit Fachbüchern aus dem Bereich der Soziologie. Linda bemerkte meinen Blick und lächelte.

»Das ist Mister Washington, ein alter Gefährte aus meiner frühen Kinderzeit und mein Talisman. Kann ich Ihnen einen Drink anbieten?«

Wir lehnten dankend ab und nahmen auf der Sitzgruppe Platz, die aus flachen Lederpolstern bestand und sich um einen sehr niedrigen Tisch mit schwarzer Platte gruppierte. Darüber hing eine silberne Lampe, die wie eine Kreuzung zwischen Suppentopf und Sputnik aussah.

Unterm Tisch konnte ich meine Beine nicht verstauen, ich hatte die Knie fast am Kinn. Suko saß im Schneidersitz mit asiatischem Gleichmut da. Linda Maitland saß uns gegenüber.

»Miß Ball hat mir eine Menge von Ihnen erzählt, Mister Sinclair«, sagte Linda Maitland und schaute mich bewundernd an. »Wenn einer dem armen Frankie helfen kann, dann sind Sie es.«

Offenbar hielt sie mich für eine Mischung aus James Bond und Exorzist.

»Ich werde mir Mühe geben, Sie nicht zu enttäuschen«, sagte ich. »Laurie hat uns schon vorinformiert. Erzählen Sie jetzt mal, wie das mit Frank Harper anfing. Wie lange kennen Sie sich schon?«

»Wir besuchten das gleiche College. Frankie war immer eine Klasse höher als ich. Aber richtig gefunkt hat es dann erst an meinem sechzehnten Geburtstag. Frankie kam zu meiner Party, weil ein anderer Boy krank geworden war, und an diesem Tag verliebten wir uns ganz toll ineinander. Frankie war einfach super, etwas ernst, aber doch unbeschwert, sehr gescheit und ein ausgezeichneter Sportler. Im letzten College-Jahr war er der Captain des College-Footballteams. Und ich saß bei jedem Spiel auf den Rängen und schrie mich heiser. Wir verstanden uns sehr gut. Natürlich gab es auch mal Streit, aber das waren Kleinigkeiten, die sich bald wieder einrenkten. Meist war mein Trotzkopf daran schuld, wenn wir uns stritten. Frankie begann dann sein Studium an der Columbia, und ein Jahr später schrieb ich mich dort ein. Wir hatten nie darüber gesprochen, aber wir glaubten beide, daß wir auch später zusammenbleiben und irgendwann mal

heiraten würden.«
»Wußten Sie, daß Frank Harper als Kind und als Junge manchmal etwas eigenartig gewesen war? Daß er sich für okkulte Dinge interessierte, Särge zeichnete und über Magie und Schwarze Kunst zitierte?«
Linda Maitland zog einen Schmollmund.
»Ach, dieser alte Käse! Das erwähnte mal eine Freundin bei mir, weil sie neidisch war und mir Frankie nicht gönnte. Auch von anderer Seite hörte ich Anspielungen, aber ich lachte diese Leute einfach aus. Ich kannte doch meinen Frankie. Kleine Jungs wollen meist Lokomotivführer oder Flugkapitän werden. Frankie war eben irgendwann mal auf die Magie verfallen. Das war für mich Kinderkram.«
»Aber dann merkten Sie, daß dieser ›Kinderkram‹ einen sehr ernsten Hintergrund hatte. Vor achtzehn Monaten veränderte sich Frank Harper, er wurde vom netten, aufgeschlossenen und fleißigen Studenten zum okkultistisch angehauchten Sonderling.«
»Angehaucht ist gut!« rief Linda Maitland. Sie zündete sich mit dem Tischfeuerzeug eine Zigarette an, ihre Hand zitterte dabei. »Diese Wandlung erfolgte innerhalb eines Tages. Frankie fing auf einmal an zu spinnen, anders kann ich es nicht nennen. Sein Interessenschwerpunkt verlagerte sich radikal, plötzlich tat er geheimnisvoll und kapselte sich ab. Wenn ich versuchte, ihn wieder auf den Boden der Tatsachen zurückzuholen, lächelte er nur überlegen. Wenn er sich wenigstens noch politisch engagiert hätte, dann wäre es möglich gewesen, darüber mit ihm zu diskutieren. Aber ich verstand ihn ganz einfach nicht mehr, so sehr ich mich auch bemühte.«
»Sie hielten aber weiter zu ihm«, sagte ich.
»Klar, er war doch mein Boyfriend. Ich dachte, eines Tages gibt er diese Fantastereien auf, und alles wird wieder so wie früher. Manchmal hatte ich auch den Eindruck, er würde sich von seinen okkulten Vorstellungen lösen. Aber dann kam es nur um so schlimmer. Oder irgend etwas zeigte mir, daß dies ganz gewiß nicht der Fall war.«
Linda Maitland erzählte weiter, ich erhielt erste Hinweise. Aber noch war ich nicht sicher, ob ich es mit einem ernsthaften Fall von dämonischer Beeinflussung und Besessenheit oder mit einer Geisteskrankheit zu tun hatte. Wenn Frank Harper übergeschnappt war, um es kraß zu sagen, dann war ich umsonst nach New York geflogen.
Dann existierten die Vampire, der alte Montague und seine Gefährtin Asenath, nur in seinem verwirrten Geist. Mittlerweile war es draußen Nacht geworden, doch die unzähligen Lichter von New York City

machten die Nacht beinahe zum Tage.

Unter der Lampe hingen Schwaden von Zigarettenrauch. Suko stellte gelegentlich Zwischenfragen, und Laurie Ball sparte nicht mit ihren Kommentaren.

»Also, für mich ist das völlig klar, John«, sagte sie. »In New York City sind zwei Vampire auferstanden, der alte Montague, ein Vorfahr Frank Harpers; und seine Gefährin Asenath. Sie wollen ein Reich der Vampire gründen: Vampyrodam.«

»So klar ist das nicht, Laurie. Außer Frank Harper hat offenbar niemand Montague und Asenath gesehen oder etwas von ihrem Wirken bemerkt. Du hast in deinem Schreiben an New Scotland Yard ordentlich übertrieben, Laurie.«

»Na, wenn schon. Sonst wärst du vielleicht gar nicht hergekommen. Sollen wir etwa warten, bis eine Welle von Vampirismus ganz New York wie eine Seuche ergriffen hat?«

»Ich spreche morgen mit Frank Harper«, entschied ich. »Dann sehen wir weiter. Den Besuchstermin will ich möglichst noch heute abend vereinbaren.«

Frank Harpers Familie und die Nervenärzte hielten seine Angaben für Fantastereien, das war mir bei der Unterhaltung mit Linda Maitland und Laurie Ball klar geworden. Da war auch noch einiges andere, was mir ungerecht erschien.

Erstens: Wie konnte er ein Nachkomme Montague Harpers sein, wenn der ein Vampir war? Vampire pflegten sich nicht auf normale Weise fortzupflanzen.

Zweitens: Wenn Frank Harper den Vampir oder sogar zwei Vampire geweckt hatte, weshalb war er dann nicht gebissen und infiziert worden? Nach dem fast zwei Jahrhunderte langen Schlaf hätten sie einen ungeheuren Blutdurst haben müssen.

Ich erhob mich und wollte gerade sagen, daß wir zunächst mal unser Gepäck ins Hotel bringen wollten. Doch ein eigenartiges Geräusch kam mir zuvor. Ein Kratzen wie von harten Krallen an der Fensterscheibe, und das im 26. Stock.

Bis zum Boden reichende bunt gemusterte Stores verdeckten das Fenster. Wir schauten alle in die Richtung. Im Hinterrund dudelte noch leise die Stereomusik aus »Saturday Night Fever«.

Wir schwiegen und sahen uns an. Schnell, aber leise schlich ich zum Fenster und riß die Stores auseinander. Zwei rotglühende Augen starrten ins Zimmer. Vor dem Fenster flatterte eine riesige Fledermaus mit einer Flügelspannweite von gut zweieinhalb Meter.

Sie zeigte dolchspitze Zähne, ein mißtöniger, schriller Schrei drang aus ihrem Hals. Wieder kratzten ihre Krallen über die Fensterscheibe.

Diese Fledermaus hatte keinen natürlichen Ursprung. Wenn das kein Vampir war, dann wollte ich bis zum Jahresende nur noch Sauerkraut

essen. Meine Rechte zuckte zur Beretta, ich zog, spannte und entsicherte die Pistole.

»Öffne das Fenster, Suko«, ordnete ich an. »Wir sind anscheinend doch nicht umsonst nach New York gekommen.«

»Klar, Meister John«, antwortete Suko und bewegte sich trotz seiner bulligen Figur leichtfüßig zu mir her. »Dem Blutsauger wollen wir eins verplätten, daß er im Sturzflug abschmiert und den Vampirjob fristlos kündigt.«

Das waren so Sukos Redensarten. Das Fenster war nach oben zu verschieben, er öffnete es. Kalte Luft wehte ins Zimmer. Ich zielte auf die Riesenfledermaus. Da zuckte es wie zwei Blitze aus ihren Augen. Geblendet verriß ich den Schuß, und das silberne Projektil verfehlte das Horrorwesen.

Im nächsten Augenblick schoß es pfeilschnell ins Zimmer. Nadelspitze Krallen bohrten sich in meine Hand, zum nächsten Schuß kam ich nicht mehr. Der Schmerz war so schlimm, daß ich die Pistole loslassen mußte. Mit der Linken packte ich den Hals der riesigen Fledermaus, deren eine Schwinge mir ins Gesicht schlug.

Da drehte und wand sich etwas mit unwiderstehlicher Gewalt, die Krallen ließen meine Hand los, und ich wich zwei Schritte zurück. Ein schriller Schrei ertönte, und als ich wieder klar sehen konnte, stand eine bleiche, dämonisch aussehende Frau vor mir.

Die beiden Mädchen schrien auf. Suko stand in Karatekampfstellung da, zögerte aber, denn der weibliche Vampir machte im Moment keine Anstalten zu einem Angriff.

Die Frau hatte schulterlanges schwarzes Haar, das sie in einer altertümlichen Innenrolle trug. Ihr Gesicht war auf eine dämonische Weise schön und sehr bleich. In ihren Augen tanzten glimmende Punkte.

Sie war groß und – soweit man diesen Begriff bei einem Vampir gebrauchen konnte – jung. Ein tief ausgeschnittenes Kleid zeigte eine Menge von ihren festen Brüsten. Dieses Kleid war rot und fast bodenlang, die Füße steckten in schwarzen Schnürstiefeletten.

Vampirzähne bleckten über roten Lippen. Ein Modergeruch strömte von der Vampirin aus.

Ihr teuflisches Gelächter gellte schrill und höhnisch. Meine Beretta lag unter ihrer rechten Stiefelette.

»Asenath bin ich!« rief die Vampirin. »Ich habe alles mit angehört. Du und dieses gelbe Pfannkuchengesicht da, ihr seid es also, die den Mächten der Finsternis schon soviel Schaden zugefügt haben. John Sinclair, ich lache über euch, ihr Würmer!«

»Sprechen Sie sich nur aus, Madame«, sagte Suko, ohne seine Haltung zu verändern. »Bevor ich beginne, Sie auf eine sehr unhöfliche Art und Weise zu behandeln.«

»Tu dir nur keinen Zwang an, Suko«, sagte ich leichthin. »Das ist keine Dame, sondern ein häßliches, stinkendes Monstrum aus einer üblen Gruft. Ein vampirisches Scheusal!«

»Du wagst es, mich zu beleidigen?« kreischte Asenath und streckte den rechten Arm gegen mich aus. »Das sollst du unter Höllenqualen bereuen. Sieh nur, was ich mit deiner Waffe mache!«

Asenath bückte sich blitzschnell. Bevor wir sie hindern konnten, hatte sie die Beretta aus dem Fenster geworfen. Suko wollte sie packen, doch die Vampirin fuhr ihm mit ihren spitzen Fingernägeln wie mit Krallen durchs Gesicht. Nur durch eine rasche Kopfbewegung konnte Suko es verhindern, geblendet zu werden.

Er wich ein paar Schritte zurück. Linda Maitland und Laurie Ball saßen da und hielten einander umklammert, starr vor Schrecken. Ich aber knöpfte mein Hemd auf, unter dem ich das geweihte und mit geheimnisvollen Zeichen versehene Kreuz auf der Brust trug.

»Ihr werdet Vampyrodam nicht verhindern können!« rief Asenath gellend. »Das Reich der Vampire! Mein Gemahl Montague und ich erklären euch den Kampf!«

»Das muß aber eine sehr glückliche Ehe sein, wenn sie schon über zweihundert Jahre hält«, sagte ich trocken.

Jetzt zog ich das Kreuz unterm Hemd hervor. Asenath zuckte zusammen, als das silberne Kruzifix ihr in die Augen stach. Doch sie hatte bereits begonnen, sich zu verwandeln. Aus der schwarzhaarigen Frau mit den Vampirzähnen wurde eine Riesenfledermaus, die aus dem Fenster entwich.

Suko sprang vor, doch sein Fußtritt streifte die abfliegende Fledermaus nur. Sie kreischte höhnisch.

»Vampyrodam!« schallte es von draußen herein. »Ihr sollt jämmerlich krepieren.«

Bis ich meinen Einsatzkoffer geöffnet und die Holzbolzenpistole herausgenommen hatte, war die Vampir-Fledermaus längst in der Nacht verschwunden. Von draußen wurde an die Tür geklopft, denn der Schuß war nicht ungehört geblieben.

Meine rechte Hand schmerzte und blutete heftig. Suko hatte tiefe Kratzer im Gesicht. Wir schauten beide nicht wie strahlende Sieger drein. Asenath, deren Existenz ich kurz zuvor noch bezweifelte, hatte uns überrumpelt.

»Eins zu null für Montague, Asenath & Co«, sagte ich. »Aber das war noch nicht die letzte Runde.«

»Glaubst du mir jetzt, John?« fragte eine sehr blasse und erschrockene Laurie Ball.

Ich nickte. Auf dem Korridor draußen wurde gerufen.

»Was soll ich meinen Kommilitonen denn wegen des Schusses erzählen?« fragte Linda Maitland verwirrt.

»Erzählen Sie ihnen, hier drinnen sei jemand geplatzt. Nein, sagen Sie, wir hätten vor dem Fenster draußen einen Knall und Stimmen gehört. Mehr wüßten wir auch nicht. Aber warten Sie, bis ich mir etwas um die Hand gewickelt habe, bevor Sie öffnen. Und wisch du dir das Blut aus dem Gesicht, Suko.«

Die von dem Schuß alarmierten und neugierigen Studenten mußten wir nun irgendwie abwimmeln.

***

Unter ihnen lag das Lichtermeer des nächtlichen New York City. Die Sterne glänzten über ihnen, nur wenige Wolken zogen am Nachthimmel dahin. Flugzeuge mit blinkenden Positionslichtern waren im Anflug auf die Airports der Acht-Millionen-Stadt, flogen ab oder kreisten und warteten auf die Landeerlaubnis.

In den Straßenschluchten tief unten reihten sich die Leuchtketten langer Autoschlangen. Rot funkelten die Rücklichter, die Scheinwerfer strahlten grell. Wolkenkratzer mit unzähligen erleuchteten Fenstern ragten auf. Auf dem East River, dem Hudson und im Long Island Sound fuhren Barkassen und kleinere Schiffe.

Ozeanriesen tuteten draußen auf dem Meer. Es hatte sich viel verändert in den fast zweihundert Jahren, die sie gebannt und begraben gewesen waren. Die beiden riesigen Fledermäuse mit den rotglühenden Augen schweben fast ohne Flügelschlag noch über den höchsten Wolkenkratzern.

Die Kälte spürten sie nicht, denn es kreiste kein warmes Blut in ihren Adern. Die männliche Fledermaus war etwas größer. Dolchspitze Zähne ragten über ihren Unterkiefer. Die zwei Vampire konnten sich lautlos verständigen.

Der Gedankenkontakt übermittelte ihnen alles, auch die Gefühle und Stimmungen.

»Viel ist geschehen, Asenath«, teilte Montague Harper mit. »Eine neue Zeit ist angebrochen, die Welt hat sich verändert. Hättest du geglaubt, daß New York jemals so aussehen könnte?«

»Die Zeiten ändern sich, aber die Kräfte der Schwarzen Magie bleiben die gleichen«, erfolgte nach kurzer Pause die Antwort. »Wir sind mächtiger denn je, Montague, und die Epoche ist günstig für uns. Die Menschen des 20. Jahrhunderts leugnen bis auf wenige Ausnahmen die Existenz von Dämonen und anderen Kreaturen der Finsternis. Wissenschaft und Vernunft sind ihre Schlagworte, in ihrem Weltbild haben die Mächte der Finsternis keinen Platz mehr. Diese überheblichen Narren!«

»Es gibt Hexenbünde und Teufelsverehrer«, wandte Montague Harper ein. »Schwarze Messen werden gefeiert, aber du hast recht, Asenath. So wie in früheren Zeiten ist es nicht mehr. Nur ganz wenige

Menschen können die Kräfte der Finsternis noch wirksam bekämpfen. Jetzt sind wir stark genug, um unseren Traum zu erfüllen. Das Reich der Vampire soll entstehen.«

»Vampyrodam.«

»Vampyrodam. Geboren aus der Nacht und dem magischen Keim, aus vergossenem Blut und dämonischer Bosheit. Das Zeitalter des Vampirismus wird das Gesicht der Welt verändern.«

»Ja, Montague. Du warst sehr klug, als du damals kurz nach unserer Übersiedlung nach New York einen Nachkommen zeugtest. Wenn ich daran denke, daß ich in dieser Zeit eifersüchtig und wütend war! Welche Torheit! Du hattest recht, Montague.«

»Sicher, Asenath. Ich rechnete eben mit allem, auch damit, daß wir trotz all unserer dämonischen Macht überwältigt werden könnten. Und so kam es! Wir wurden beide ins Reich der Schatten geschickt. Doch durch meine Nachkommen hatte ich noch eine Verbindung zu dieser Welt und zum Diesseits. Dann wurde ein Kind geboren, das alle Voraussetzungen erfüllte. Frank Harper. Ihn konnte ich beeinflussen und lenken, daß er uns wiedererweckte, Asenath. Mit jenem Pulver aus Essenzen unserer Körper und der Anrufung, die ich ihm eingab, an dem Ort, an dem wir begraben worden waren. Ich erinnere mich noch, wie qualvoll wir in dem Sarg starben, in dem wir lebendig begraben worden waren. Jahre dauerte es, bis das zähe dämonische Leben unsere Körper verlassen hatte.«

»Die Menschen werden es uns büßen, Montague. Doch eigentlich haben sie uns damit einen Gefallen getan. Vorher tranken wir Blut, um unsere magischen Kräfte zu stärken. Wir brauchten allerlei Zutaten, Essenzen und Beschwörungen, und es bedurfte großer Anstrengungen, um unser Leben immer wieder zu verlängern. Im Grab und im Jenseits erst wurden wir zu echten Vampiren, was bei uns anders nicht möglich gewesen wäre.«

»Sicher, Asenath. Ich wurde 1203 in Schottland geboren, wie du weißt, als der Sohn eines Druiden, der noch aus der Zeit der alten Kelten stammte. Ich sollte sein Erbe antreten. Er war einer der Priester des Dunklen Gottes Donn, dessen Namen nur die Geweihten aussprechen durften. Für gewöhnliche Menschen oder niedere Ränge des Kultes war er Làmfafda, der mit der langen Hand, oder Lonnbeimenech, der wild schlägt. Ich habe dir von den Donn-Feiern erzählt, die jeweils bei Neumond stattfanden, von der Verehrung seiner Untergöttin, der schwarzen Ziege mit den tausend Jungen, und von den Menschenopfern. Die Druiden haben die Seelenwanderung und vieles andere gekannt. Im 20. Jahrhundert ist übrigens auch die Zeit reif, daß ihr größter Oberpriester Manannan MacLir ins Leben zurückkehrt.«

Die Vampir-Fledermaus Asenath gab einen schrillen Laut von sich.

»Verschone mich mit diesen alten Geschichten, Montague. So weit kann es mit der Macht der Druiden nicht hergewesen sein, da der Kult unter der Regierung des Lordprotektors Oliver Cromwell zerschlagen wurde.«

»Nur durch Verrat und Weiße Magie konnte das geschehen. Mit Feuer und Schwert haben sie uns ausgerottet, und ich sehe es noch vor mir, wie mein Vater mit anderen Mitgliedern des Donn-Kultes in Edinburgh auf dem Scheiterhaufen verbrannte. Ich schlug mich nach Bristol durch, und es gelang mir, in einem Schiff unterzuschlüpfen, das nach der Neuen Welt segelte.«

»Und auf dem Markt in Boston trafst du mich, Asenath, die Hexe. Wir erkannten uns sofort. Das Böse in uns zog uns zueinander hin. Wir lernten viel voneinander. Und manches Geheimnis haben wir gemeinsam enträtselt. Wir unterhielten uns über Cotton Mather und seine Hexenjagden. 1504 bin ich geboren, in einem verrufenen kleinen Dorf in Holland, bekannt als das Hexendorf. Dort sah ich keine Entfaltungsmöglichkeiten für mich, deshalb wanderte ich schon vor dir in die Neue Welt aus, Montague. Ich lebte schon auf der Halbinsel Manhattan, bevor Peter Minnewitt sie 1626 für 60 Gulden von den Manhatto-Indianern kaufte. Die Manhattos fürchteten mich. Später übersiedelte ich nach Boston und von dort nach Salem.«

»So war es, Asenath. Als es und dann ratsam erschien, die Gegend von Salem und Boston doch besser zu verlassen, kehrten wir wieder an deinen früheren Wohnort zurück. Getrennt, denn ich verheiratete mich für kurze Zeit mit der Tochter einer angesehenen, aber armen Familie. Durch mich wurden sie wieder reich, doch der Preis, den sie dafür bezahlen mußten, war hoch. Ich verstieß jene junge Frau und ihr Kind. Doch ich hatte die Nachkommen, die ich brauchte.«

»Hihihi, du hast jede Menge magische Mittel und Zaubertränke gebraucht, um ein Kind zustande zubringen, Montague.«

»Erinnere mich nicht daran, Asenath. Einer meiner Nachkommen war es, der Kapitän Jonathan Harper, durch dessen Betreiben wir dann 1793 außer Gefecht gesetzt und lebendig begraben wurden. Verflucht soll er sein!«

»An ihm können wir uns nicht mehr rächen, es sei denn, wir würden sein Grab ausfindig machen. Doch da sind noch die Harpers, die heute leben.«

»Jeder einzelne von ihnen, der von Jonathan Harper abstammt, wird es büßen. Auch jener Narr Frank Harper, der uns wiedererweckte und den sie in eine Irrenanstalt eingesperrt haben. Er war mein Werkzeug und meine Brücke zum Diesseits, ich brauche ihn nicht mehr.«

»Wir wollen an unsere Pläne denken, Montague. An die Zukunft. Die Harpers können warten.«

»Ja, Asenath. Da ist nur ein Mann in ganz New York, der uns

gefährlich werden könnte. Der Geisterjäger John Sinclair. Es war unklug von dir, ihn zu warnen.«

»Pah! Was will er gegen uns ausrichten? Ich konnte nicht an mich halten, als ich dieses Gespräch belauschte. Ich habe ihm die Krallen in die dreckige Hand geschlagen und seinem Chinesen das Gesicht zerkratzt. Diese Linda Maitland werden wir uns auch noch holen und zu einer Vampirin machen.«

»Einverstanden. Das Blut eines Menschen hat mich heute gestärkt, ein neuer Vampir ist entstanden. Und einen weiteren Diener, der willenlos unseren Befehlen gehorchen muß, haben wir auch. Jetzt wollen wir noch mehr Opfer finden, Asenath, wir, die Herrscher der Nacht!«

»Ja, Montague, ja! Der Blutdurst verzehrt mich! Komm, wir fliegen hinab und gehen in den Straßenschluchten von Manhattan auf die nächtliche Jagd. Wenn die Sonne aufgeht, müssen wir in unsere Särge zurückkehren, im Keller jenes Hochhauses, in dem wir wiedererweckt wurden und in dessen Fundamenten unser Grab lag.«

»In Kürze wird dieses Haus unser uneinnehmbarer Stützpunkt sein. Los, Asenath, unsere nächtliche Jagd beginnt!«

»Und John Sinclair?«

»Keine Sorge, der läuft uns von selbst in die Hände. Er und sein Gehilfe werden ein grausames Ende finden.«

Lautlos schwebten die beiden Fledermäuse mit den rotglühenden Augen tiefer, auf das Häusermeer von Manhattan zu. Zwei gräßliche Geschöpfe, gegen die selbst die schlimmsten Verbrecher Waisenknaben waren, machten die nächtlichen Straßen von New York unsicher.

***

Hobart Chonjacki, von seinen Bekannten Monster genannt, und drei Gleichgesinnte strolchten durch den nächtlichen Central Park. Sie waren Mugger, so hießen die Straßenräuber in New York. Tagsüber bevölkerten die braven Bürger den Central Park, die grüne Lunge von Manhattan, und schöpften frische Energie.

Nachts gehörte der 840 Morgen große Park den dunklen Elementen. Da trieb sich das Gesindel herum, Räuber und Mörder, Straßenbanden, Rauschgiftsüchtige, die nichts mehr zu verlieren hatten und für den Preis einer Heroinspritze einen Menschen zu töten bereit waren. Kein normaler Mensch, der seine fünf Sinne beisammen hatte, ließ sich dort blicken.

Selbst die Polizei fuhr allenfalls im Streifenwagen durch, und auch das war schon gefährlich genug.

Monster Chonjacki hatte keine Angst. Er war ein Brocken von Einsneunzig, stoppelbärtig und abgerissen, mit einer schwarzen

Lederjacke und ausgefransten Jeans bekleidet. Er hatte einen 38er Revolver dabei, der in seinen Pranken nicht größer als ein Spielzeug wirkte. Ein Klappmesser schleppte er auch noch herum.

Eine Schönheit war er nie gewesen. Außerdem hatte er mal bei einer Straßenschlacht ein volles Rohr mit dem Baseballschläger verpaßt gekriegt. Seither trug er wegen seiner Narben den Spitznamen Monster.

Seine Kumpane waren schwächer und nicht ganz so brutal und verkommen wie er, gehörten aber zu der gleichen Sorte. Sie hießen Zwinker Ed, Freddie, die Ratte, und Frozen Pete, der Gefrorene Pete. Letzterer war mal stockbetrunken mit der linken Hand in einer Pfütze festgefroren, seitdem fehlten ihm zwei Finger, und vom Ringfinger hatte er nur noch das erste Glied.

Dieses »freundliche« Quartett war also zu einem Nachtbummel im Central Park unterwegs. Im Park brannten nur eine Handvoll Peitschenlampen mit grellem gelblichem Schein. Diese Lampen waren eine bevorzugte Zielscheibe für alle möglichen Herumtreiber, deshalb waren immer mindestens neunzig Prozent der Leuchten kaputt.

Doch der Widerschein der Lichter von Manhattan fiel auch in den Central Park, der nur im Vergleich zu den gutbeleuchteten Straßen stockdunkel wirkte. Wenn man sich eine Weile im Park aufhielt und die Augen an die Lichtverhältnisse gewöhnt waren, konnte man sich recht gut orientieren.

Kahl waren die Büsche und Bäume, Dunstschleier hingen über den weiten Rasenflächen. Tiefdunkel erschienen die Schatten, und manchmal gerieten sie ins Wandern, wenn Streulicht von Autoscheinwerfern durch den Park geisterte.

»Gib mal die Flasche rüber, Frozen Pete«, sagte Monster Chonjacki und fügte einen obszönen Fluch hinzu.

Er erhielt die Flasche, zog den Korken heraus und ließ den billigen Whisky in die Kehle gluckern.

»Scheiße, leer! Wir brauchen neuen Stoff, Freunde. Außerdem juckt es mich, mal wieder was Ordentliches anzustellen. Wir latschen wie Bekloppte durch den Park und haben alle zusammen keine zwei Dollar in den Taschen. Was ist denn das für ein Zustand?«

Zwinker Ed trat gegen einen Papierkorb. Aber der war massiv.

»Laß den Blödsinn«, sagte Monster Chonjacki im schönsten East Side Slang. »Das artet ja in Arbeit aus! Ich sage euch, es juckt mich.«

»Das hast du schon mal erwähnt«, brummte Zwinker Ed, der einen Schuß brauchte und entsprechend nervös war. »Versuch's doch mal mit Waschen.«

»Halts Maul, sonst haue ich dir eine rein, du halbe Portion! Laßt euch mal was einfallen, Jungs.«

»Wir könnten in Richtung Harlem hochgehen, wo die Neger sich

rumtreiben, und uns ein paar davon greifen«, schlug Freddie vor und spielte mit dem Springmesser. »Wir schlagen sie zusammen und räumen ihnen die Taschen aus.«

»Mann, du bist vielleicht beknackt!« brummte Monster Chonjacki. Er warf die leere Flasche weit weg. »Die Neger haben selbst keinen müden Dollar einstecken. Und wenn du dir einen vornimmst, hast du im Nu eine halbe Hundertschaft am Hals. Überlegt euch was Vernünftiges.«

»Wir könnten einbrechen«, meinte Frozen Pete.

»Aber wo? So etwas muß ausbaldowert sein. Weiß einer was?«

Keiner meldete sich. Monster Chonjacki spie aus.

»Also auch nichts.«

Eine Weile herrschte Schweigen.

»Ich kenne da einen Spielklub in der 104. Straße Ost«, meldete sich Zwinker Ed dann. »Ist in einem Hinterhofbau, da passen nicht mehr als fünfzehn, zwanzig Leute rein. Den könnten wir ausnehmen.«

»Meinst du etwa den von dem krummen Iren?« wollte Chonjacki wissen. »Gallagher heißt er, glaube ich.«

»Genau den.«

»Vergiß es. Gallagher zahlt Schutzgebühren an die Mafia. Und lebensmüde bin ich nicht.«

»Vielleicht finden wir in der U-Bahn was«, meinte Freddie.

»Um diese Zeit? Da müssen wir noch aufpassen, daß wir selbst nicht überfallen werden. Ich sehe es schon, die Lage ist beschissen. Ich sollte in eine Gang eintreten, dann wäre ich weg von der Straße und von euch Pennern.«

»Warum tust es denn nicht, Monster?« fragte Frozen Pete.

»Die nehmen heute auch nicht mehr jeden, bloß weil er kriminell ist. Da mußt du schon was auf dem Kasten haben. Wir leben im Zeitalter der Spezialisten. Mein Vetter Ben zum Beispiel, der ist fein heraus. Er ist Safeknacker und Fachmann für Alarmanlagen. Aber was glaubst du, was er büffeln und üben mußte, bis er eine Spitzenkraft in seinem Metier war? Da ist ein Hochschulstudium nichts dagegen. Was Alarmanlagen angeht, so steckt Ben jeden Elektronik-Ingenieur glatt in die Tasche. Ben ist längst soweit, daß er nur noch bei ganz großen Coups selber aktiv wird. Sonst macht er lediglich die Planung und schickt seine Handlanger, die er angelernt hat, mit genauen Instruktionen los. Und dafür kassiert er noch ein Schweinegeld. So muß man es anfangen.«

Monster Chonjacki schwieg eine Weile.

»Aber wenn unsereiner heute zur Mafia oder zu einem der großen Bosse geht und sagt, daß er zuschlagen und mit einer Kanone umgehen kann, dann wird er doch bloß ausgelacht. Das Leben ist hart, wenn man nichts gelernt hat, Freunde.«

Die vier Mugger befanden sich in der Höhe der 79. Straße, in der Nähe des Obelisken, der Kleopatras Nadel hieß. Ein paar Bänke standen beim Obelisken, kahle Büsche umgaben das Geviert. Freddie blieb plötzlich stehen.

»Mann!« zischte er halblaut. »Da wird doch glatt der Hund in der Pfanne verrückt. Seht mal dort, da sitzt ein Weib auf der Bank. Um diese Zeit mutterseelenallein im Central Park.«

Er deutete, die andern schauten in die Richtung. In der Dunkelheit erkannten sie ziemlich undeutlich eine Gestalt, die wie eine Frau mit rotem Kleid aussah. Sie blieben stehen.

»Das gibt es nicht«, sagte der mißtrauische Frozen Pete. »Das ist keine Pennerin. Vielleicht ein Lockvogel von irgendeiner Bande?«

»Idiot!« fuhr Chonjacki ihn mit gedämpfter Stimme an. »Wen sollte sie denn wohl nachts im Central Park anlocken wollen? Vielleicht ist sie betrunken und hat sich verlaufen. Oder ausgeflippt, oder was weiß ich was.«

»Da stimmt was nicht«, beharrte Frozen Pete auf seiner Meinung.

»Das werden wir feststellen. Weshalb sollen wir nicht auch mal Glück haben? Mit der Puppe können wir uns die Zeit vertreiben.«

»Solche wie wir haben kein Glück«, sagte Frozen Pete.

Aber die anderen hörten nicht auf ihn. Sie schlichen sich näher heran. Pete folgte ihnen, weil er nicht allein bleiben wollte. Jetzt sahen die Männer die Gestalt deutlicher. Es war tatsächlich eine Frau, schwarzhaarig, jung und hübsch, mit einem tiefausgeschnittenen, langen roten Kleid.

»Mann, was für eine Wuchtbrumme!« flüsterte Monster Chonjacki. »Los, verteilt euch, wir kommen von allen Seiten. Sie ist tatsächlich allein, keiner in der Nähe. Sitzt da wie am hellen Tag, wenn der nächste Polizist gerade um die Ecke steht. Auf so eine Puppe bin ich schon lange scharf.«

Er ließ den andern, die zu beiden Seiten wegeilten, einen Vorsprung, bevor er die Fläche zwischen den kahlen Gebüschen betrat. Kleopatras Nadel warf einen langen, tiefschwarzen Schatten. Die Frau wandte Monster Chonjacki die linke Seite zu.

Der Straßenräuber trat näher. Seine Kumpane kamen von den drei anderen Seiten. Sand knirschte unter Chonjackis Schuhen, ein Zweig raschelte. Aber die Frau bewegte sich nicht, obwohl sie die Augen geöffnet hatte. Ob sie vielleicht unter Rauschgift stand?

Monster Chonjacki blieb vor ihr stehen.

»Hallo, Süße«, sagte er, »wie wär’s denn mit uns beiden?«

Die Frau schaute ihn an. In ihren Augen tanzten glimmende Funken. Der Blick ließ den Straßenräuber frösteln, aber das schob er auf die Kühle der Nacht. Mit einer fließenden Bewegung erhob sich die Frau. Obwohl sie sehen mußte, daß sie umzingelt war, zeigte sie nicht die

Spur von Angst.

Monster Chonjacki grinste sie an. Aber das Grinsen verging ihm jäh, als sein vermeintliches Opfer spitze Vampirzähne bleckte und unvermittelt auf ihn lossprang. Ein stählerner Griff und der dämonische Blick lähmten den Straßenräuber.

Die spitzen Zähne näherten sich seinem Hals. Bevor seine Kumpane ihm zu Hilfe eilen konnten, ertönte ein schriller Schrei. Hinter dem Obelisken schoß eine riesige Fledermaus mit rotglühenden Augen hervor und attackierte sie. Sie riß Frozen Pete nieder.

Freddie und Zwinker Ed flohen, wie von Furien gehetzt. Messer und Schlagring hatten ihnen nichts genutzt. Als Zwinker Ed sich umschaute, sah er, wie die Frau am Hals Monster Chonjackis hing. Und über Frozen Pete hatte sich ein Mann niedergebeugt, sein schwarzer Umhang verdeckte den am Boden Liegenden fast.

Nur Zwinker Ed schaffte es bis auf die Fifth Avenue. Die Vampir-Fledermaus erwischte auch Freddie, bevor der Mugger den Park verlassen konnte. Zwinker Ed rannte, was er konnte, und zum ersten Mal in seinem Leben betrat er freiwillig ein Polizeirevier.

Stotternd brachte er seine Meldung vor. Der Sergeant vom Dienst hörte sich nur die ersten Sätze an.

»Abführen«, sagte er dann. »In die Ausnüchterungszelle mit dem Kerl. Daß einer im Delirium weiße Mäuse sieht, habe ich schon erlebt. Aber Vampire nee.«

***

Daisy White und Jenny Brooks verdienten ihren Lebensunterhalt als Straßendirnen. Sie hatten ihren Standplatz in der Pearl Street, nicht weit von der Kreuzung Fulton Street entfernt. Es war eine miese Gegend, die Kundschaft war entsprechend. Doch Daisy und Jenny hatten das, was man den Lenz des Lebens nannte, schon eine ganze Weile hinter sich.

Darüber konnte auch die dicke Puder und Schminkschicht auf ihren Gesichtern nur bei sehr schummrigem Licht noch einigermaßen hinwegtäuschen. Oder der Genuß von wenigstens einer halben Flasche Brandy. An ihren letzten nüchternen Kunden erinnerten sich Daisy und Jenny beide nicht mehr.

Sie standen vor einer Plakatwand mit einer Reklame für Stock Vermouth. In dieser Gegend völlig fehl am Platz, denn wenn hier einer Wermut trank, dann nur die allerbilligste Sorte.

Daisy war eine Mulattin mit strähnigem, blondgefärbtem Haar. Man konnte sie eher als knochig bezeichnen. Jenny schleppte dafür einiges Übergewicht mit sich herum. Sie war eine Weiße, eine Kraushaarfrisur türmte sich über ihrem runden Gesicht, das an einen mißvergnügten Mops erinnerte. Beide Frauen trugen trotz der fortgeschrittenen

Jahreszeit kurze Röcke und billige Pelzjacken. Sie hielten sich an ihren Handtaschen fest und rauchten eine Zigarette nach der andern.

Von Zeit zu Zeit verschwanden sie hinter der Plakatwand und nahmen einen Schluck aus der Thermosflasche, deren heißer Tee tüchtig mit Rum versetzt war.

Von einer nahen Bar schwankten zwei Betrunkene herbei. Sie hatten jeder den Arm um die Schultern des andern gelegt, um einigermaßen das Gleichgewicht zu halten.

»Na, Jungs?« fragten Daisy und Jenny synchron.

Die »Jungs« wollten nichts von ihnen wissen. Daisy und Jenny hätten ihnen gern die Taschen geleert, aber sie konnten schlecht auf der Straße über sie herfallen. Doch da näherte sich schon wieder ein Mann. Eine hochgewachsene, auffallende Erscheinung mit schwarzem Umhang. Sein Gesicht war bleich und asketisch.

Vor den beiden Frauen blieb er stehen.

»Naaa?« fragte Daisy gedehnt und lächelte, wie sie glaubte, verlockend.

Es rieselte kalt durch ihre Adern, als sie in die Augen des Fremden sah. Tief in Höhlen liegende Augen mit glimmenden Punkten darin. Die Mulattin Daisy war ohnehin eine labile Person von niederem Niveau. Binnen Sekunden hatte Montague sie willenlos gemacht.

Jenny fröstelte. Der hagere Fremde packte sie an beiden Armen. Die Zigarette fiel ihr aus dem Mund. Jennys Mopsgesicht verzog sich zu einer Grimasse der Verblüffung und Angst. Dann war es auch um sie geschehen, der hypnotische Blick des Vampirs überwältigte sie fast ebenso schnell wie ihre Freundin.

Montague neigte knapp den Kopf und dirigierte die beiden »Damen« hinter die Plakatwand.

***

Jimmy Davies war ein sehr solider, fleißiger und strebsamer junger Mann. Er studierte an der University of New York Finanzwissenschaft und hatte vor, einmal in der Börsenbranche ein ganz Großer zu werden. Davis hatte ein Gehirn wie ein Computer. Ablenkungen kannte er nicht.

Auch diesmal saß er bis spät in der Nacht über seinen Büchern. Auf die Idee, mal zu bummeln wie seine Kommilitonen, wäre er nie gekommen. Jimmy Davies bewohnte eine 2-Zimmer-Wohnung im achten Stock eines alten Apartmenthauses in der 15. Straße West in Manhattan, am Rande von Greenwich Village.

Er kannte so gut wie alle wichtigen Börsenkurse von der vergangenen Woche auswendig. Doch wieviel ein Drink in der meistbesuchtesten Diskothek des Village kostete, das hätte er nicht sagen können. Was die neuesten Modetänze anbetraf, so hatte er auch keine Ahnung. Girls

interessierten ihn wenig, was bei einem gesunden jungen Mann von 22 Jahren nicht gerade die Regel war.

Jimmy, ein mittelgroßer, schlanker Bursche mit dunkelblondem Stoppelhaar, berechnete gerade den Dow-Jones-Index einiger führender Papiere der Effektenbörse. Er hatte sich nicht die einfachsten ausgesucht.

Er fuhr sich mit der Hand über das Borstenhaar, als es an die Fensterscheibe klopfte. Zunächst dachte Jimmy, er hätte sich getäuscht, immerhin wohnte er im fünften Stock. Doch das Pochen wiederholte sich.

Jimmy Davies krauste die Stirn und rieb mit dem Zeigefinger an der Nase. Dann entschloß er sich, der Sache auf den Grund zu gehen. Er legte den Füllfederhalter hin, nicht ohne ihn ordentlich zugeschraubt zu haben, und trat ans Fenster.

Die Feuerleiter führte neben dem Fenster vorbei, der Hinterhof, der unten lag, war dunkel. Jimmy öffnete das Fenster. Er staunte nicht schlecht, als er ein Mädchen mit kastanienbraunem Haar und gelbem Strickpulli auf der Feuerleiter stehen sah.

Im Widerschein der Lichtglocke, die über Manhattan stand, konnte Jimmy das Girl ziemlich deutlich erkennen.

»Was suchen Sie denn auf der Feuerleiter, Miß?« fragte er verblüfft.

Das Girl hatte eine aufregende Figur, doch Jimmy war in Gedanken noch ganz mit seinem Dow-Jones-Index beschäftigt und bemerkte das kaum. Die Nase des Mädchens war etwas spitz, und es hatte Aknepusteln im Gesicht.

»Ich will zu dir«, flüsterte das Girl. »Laß mich ein, mein Geliebter, und empfange meinen Kuß!«

»Nichts da, wir schreiben morgen eine Klausur, die sehr wichtig für die Zwischenprüfung ist. Da muß ich noch eine Menge lernen. Wie kommen Sie überhaupt auf die Feuerleiter? Sind Sie aus einem Fenster gestiegen?«

Die Frage war berechtigt, die Feuerleiter endete nämlich zweieinhalb Meter über dem Boden. Im Falle eines Brandes mußte jemand, der die Feuerleiter hinunterstieg, das letzte Teilstück ausklinken und herablassen.

»Meine vampirischen Schwingen haben mich durch die Nacht getragen«, flüsterte das Mädchen. »Ich sah das Licht deines Fensters, ich witterte dein warmes Blut. Auch du sollst einer der Auserwählten werden und zu uns gehören.«

»Haben Sie getrunken?« fragte Jimmy Davies. »Gehen Sie nur wieder hin, wo Sie hergekommen sind, Miß. Ich kann keine Zeit für Sie erübrigen. Ich bin angehender Diplomkaufmann und Börsenmakler, dieser Unsinn mit Vampirschwingen und Blut verfängt bei mir nicht.«

Das Mädchen war niemand anders als Agnes Lakehurst, die

Montague Harpers Biß in einen Vampir verwandelt hatte. Agnes durfte sich noch in der gleichen Nacht ihr erstes Opfer holen. Sie schwang sich geschmeidig von der Feuerleiter auf die Fensterbank und schwenkte die Beine ins Innere des Zimmers.

Ihre Augen, in denen helle Lichtpünktchen tanzten, fixierten Jimmy Davies. Der junge Mann wich etwas zurück.

»Wie schön und glatt dein Hals ist«, flüsterte Agnes Lakehurst. »Wie deine Schlagader pocht. Komm, komm her zu mir!«

»Sie müssen betrunken sein. Ich weiß überhaupt nicht, was Sie von mir wollen. Verlassen Sie auf der Stelle meine Wohnung, sonst verständige ich den Hausmeister! Also, das ist doch eine Zumutung, nicht mal in Ruhe studieren kann man!«

Agnes bleckte die Vampirzähne. Jimmy Davis' Augen wurden groß und rund.

»Was ist das? So bleiben Sie mir doch vom Hals, Sie… Sie… Hilfe, Hilfe! Mammy!«

Jimmy stieß mit dem Rücken gegen den Schrank. Dann hatte ihn die Vampirin. Jimmy versuchte noch, sich zu wehren, aber er war kein Athlet. Der stählerne Griff und der hypnotische Blick bezwangen ihn rasch.

Agnes Lakehursts Zähne bohrten sich in seinen Hals. Jeder Gedanke an den Dow-Jones-Index entschwand aus Jimmys Gehirn.

***

Vampire jagten im nächtlichen Manhattan. Bill Wesson, Agnes Lakehurst, Monster Chonjacki, Frozen Pete, Freddie, Daisy White, Jenny Brooks, Jimmy Davies und noch einige andere wurden ihre Opfer.

Montague Harper und Asenath hatten mit der Gründung ihres Vampirreiches begonnen.

New York war eine Stadt der Superlative, auf diese Stadt blickte die Welt. Hier wurden Maßstäbe in vieler Hinsicht gesetzt. Das sollte auch Montagues und Asenaths Willen auch in bezug auf den Vampirismus der Fall sein.

New York war dazu auserkoren, die Hauptstadt des Reiches der Finsternis zu werden. Das Zentrum von Vampyrodam.

Riesige Fledermäuse flatterten durch die Straßenschluchten und umflogen die Wolkenkratzer.

In dieser Nacht war ihre Zahl noch gering. Doch in der nächsten würden es schon viel mehr sein. Erst die aufgehende Sonne vertrieb die Blutsauger in ihre Schlupfwinkel. Den Tag über war alles normal.

Und nur eine Handvoll Menschen ahnten die Gefahr, in der die Wolkenkratzermetropole schwebte.

***

Meine rechte Hand schmerzte ganz teuflisch. Die Krallen der Vampirfledermaus Asenath waren so spitz wie Dolche und so scharf wie Rasierklingen gewesen. Wir konnten die Studenten wegschicken, die, von dem Schuß alarmiert, an Linda Maitlands Wohnungstür gepocht hatten.

Wir sagten einfach, wir hätten selbst keine Ahnung, was vorgefallen sei. Suko blieb im Badezimmer, um sein zerkratztes Gesicht nicht zeigen zu müssen. Ich behielt die verletzte Hand, die ich mit einem Taschentuch umwickelt hatte, in der Jackentasche.

Schließlich zogen Linda Maitlands Kommilitonen wieder ab. Das Girl im Studentenwohnheim zu lassen, war mir zu gefährlich. Laurie Ball wollte Linda mit in ihr Apartment nehmen, dort sollte sie zumindestens übers Wochenende bleiben.

Lindas Zimmergenossin Debra Page drohte meines Erachtens keine Gefahr. Sie war keine Mitwisserin, und wir wollten sie auch nicht einweihen.

Linda sprach mit Debra, packte das Notwendigste zusammen und verließ mit uns die Wohnung. Von einem Fernsprecher unten in der Halle telefonierte Laurie Ball nach zwei Taxis, während Suko und ich draußen nach meiner Beretta suchten.

Wir fanden die Waffe auch, sie war auf Betonplatten aufgeschlagen und nicht mehr zu gebrauchen. Beide Griffschalen waren abgeplatzt, oberer und unterer Teil der Beretta standen auseinander.

Der Schlitten ließ sich weder in die Führung bringen noch zurückziehen. Mit der Pistole konnte ich nur noch werfen. Die Silberkugeln im Magazin hatten aber nicht gelitten, ich verfügte auch noch über ein Ersatzmagazin und zwei Schachteln Silbermunition.

Eine zweite Beretta-Pistole hatte ich nicht mitgebracht, aber in New York würde ich leicht eine kaufen können. Waffen waren in den USA frei verkäuflich. Nur um sie außerhalb der eigenen Wohnung bei sich zu tragen, brauchte man eine behördliche Erlaubnis.

Zu Hause konnte sich jeder USBürger ein ganzes Arsenal hinlegen, wenn ihm der Sinn danach stand.

Statt der Beretta schob ich die handliche Pistole, die für Vampire tödliche Eichenholzbolzen verschoß, in die Schulterhalfter. Und steckte noch ein Magazin ein, dessen Patronen statt eines üblichen Geschosses ein Holzprojektil aufwiesen.

Bis auf ca. 25 Meter konnte ich damit einen Vampir noch ziemlich sicher treffen. Bei größeren Entfernungen reichte die Durchschlagskraft der Eichenholzbolzen zwar noch aus, aber mit der Treffgenauigkeit haperte es.

Suko schob den geweihten silbernen Dolch aus meinem Einsatzkoffer unterm Jackett in den Gürtel. Seine linke Wange war verpflastert, er schaute grimmig drein.

»Dieses Biest Asenath hat uns überrumpelt«, sagte er. »Aber das soll den Vampiren nicht noch einmal gelingen.«

Wir wollten zunächst alle zum Biltmore Hotel fahren. In dieser Nacht konnten wir, so schlimm das war, kaum etwas ausrichten. Ich mußte zuerst mit Frank Harper sprechen und von ihm zu erfahren versuchen, wo sich Montagues und Asenaths Grab befand. Entweder waren die beiden Vampire noch tagsüber an diesen Orten gefesselt, oder wir konnten dort zumindestens ihre Spur aufnehmen. Andernfalls standen wir auf aussichtlosem Posten.

Vor dem Hochhaus, neben dem noch ein zweites stand, hupte es. Die beiden Taxis waren da. Ich steckte die defekte Beretta ein, und wir gingen um das Haus herum. Laurie Ball und Linda Maitland warteten bei den Yellow Cabs.

Unser Gepäck hatten sie bereits mit nach draußen gebracht. Der eine Taxichauffeur verstaute gerade Lindas Reisetasche im Kofferraum. Unsere Koffer folgten.

Wir stiegen ein, und ab ging die Fahrt, am Central Park West vorbei in die 47. Straße zum Hotel. Ich fuhr mit Laurie und Linda, Suko kam im zweiten Yellow Cab hinterher. Wir hätten wohl auch mit vier Personen in einem Taxi Platz gefunden, doch wegen des Gepäcks wäre es knapp geworden.

Außerdem, wozu gab es Spesen, was sollten wir uns also wie die Sardinen einquetschen? Suko gehörte zwar nicht offiziell zu New Scotland Yard, doch wenn er mich bei einem Einsatz begleitete, fungierte er als freier Mitarbeiter und bekam ein Honorar, einen Spesensatz und eine Aufwandsentschädigung.

Das hatte ich durchgesetzt, obwohl sich der Leiter der Rechnungsabteilung, mein Intimfeind beim Yard, mal wieder die Haare gerauft hatte. Auch das Kleingeld mußte stimmen, schließlich hatte ich nicht vor, als Bankrotteur hinter Geistern, Dämonen und Vampiren herzujagen.

Vor dem Biltmore stiegen wir aus, Hotelpagen nahmen das Gepäck im Empfang. Wir erledigten die übliche Prozedur des Eintragens an der Rezeption, erhielten unsere Zimmerschlüssel und fuhren im Lift nach oben.

Dann saßen wir endlich in meinem Hotelzimmer, Drinks vor uns, die der Etagenservice gebracht hatte. Mittlerweile war es fast 23 Uhr geworden. Ich dachte daran, daß Vampire in den New Yorker Straßen ahnungslose Menschen jagten, und es hielt mich kaum am Platz.

Aber ich bezwang mich, denn sinnlos umherzurennen oder zu fahren, wäre nur eine Zeit- und Kraftvergeudung gewesen. Suko nuckelte an einem Glas Milch. Mein chinesischer Freund rührte nie Alkohol an, weshalb, das hatte ich noch nicht genau ergründet.

Ich vermutete, daß er schlechte Erfahrungen gemacht hatte und

deshalb lieber die Finger davon ließ.

Deshalb hätte ich Suko auch nie zum Trinken animiert.

Linda Maitland rief übers Zimmertelefon bei Frank Harpers Eltern an. Franks Vater hatte eine leitende Position bei Con-Edison, der großen New Yorker Elektrizitätsgesellschaft. Die Mutter war nicht berufstätig. Dann war da noch ein Nesthäkchen, eine siebenjährige Schwester Frank Harpers.

Dieses Kind war völlig normal und hatte nie auch nur das geringste Interesse für okkulte Dinge gezeigt. Frank Harpers Vater war es peinlich, daß sein Sohn in einer Nervenklinik saß und von Vampiren und grausigen Dingen fantasierte.

Er nahm das nicht ernst, er war aber bereit, uns am nächsten Tag einen Besuchstermin zu verschaffen. Ich sprach kurz am Telefon mit ihm und hatte den Eindruck, daß er mich für einen Spinner hielt. Ich hätte ihn aufklären können, doch ich zog es vor, den guten Mann nicht in Panik zu versetzen.

Anschließend rief ich das Polizeirevier in Manhattan Midtown an, das Captain Don Hamilton leitete. Captain Hamilton hatte ich ebenfalls bei meinem Abenteuer mit dem New Yorker Horror-Taxi kennengelernt. Er wußte sehr wohl, daß es übernatürliche Dinge gab, und auf ihn konnte ich mich verlassen. Vielleicht würde ich die Unterstützung der New Yorker Stadtpolizei noch dringend nötig haben.

Captain Hamilton war tatsächlich noch im Dienst.

»Hallo, Sinclair, Sie alter Gespensterknochen, sind Sie auch wieder im Land?« röhrte er mit einem Organ, das die Membrane des Telefons zum Klirren brachte. »Es liegt doch hoffentlich kein akuter Fall an, der in Ihren Bereich fällt, oder doch?«

»Sie haben es erraten, Captain.«

Ich informierte ihn mit knappen Worten.

»Das hat mir gerade noch gefehlt«, stöhnte Hamilton. »Vampire! Als ob wir mit der New Yorker Unterwelt nicht schon genug Ärger hätten!«

»Ich habe den alten Montague nicht aufgeweckt, Captain. Sie wollen doch wohl nicht in Kürze als Untoter herumlaufen, oder? Also leiten Sie schon mal inoffiziell was in die Wege.«

Hamilton lachte schallend.

»Bei dem vielen Ärger und dem Streß, den mir mein Dienst immer wieder beschert, hätte ich gar nichts dagegen, mich mal ein paar Wochen in einem gemütlichen Sarg aufs Ohr zu legen. Aber Spaß beiseite. Sie können mich jederzeit übers Revier erreichen, falls Sie Hilfe brauchen. Ich werde auch nachprüfen lassen, ob etwas über Fälle bekannt ist, die auf Vampirismus schließen lassen. Sie hören dann von mir.«

Damit war das Gespräch beendet. Laurie Ball und Linda Maitland blieben noch eine Weile. Ich machte auf Optimismus und redete ihnen Mut zu. Als die beiden Girls uns verließen, gab ich ihnen ein silbernes Kreuz mit. Laurie sagte, sie hätte noch einige Knoblauchzehen zu Hause im Küchenschrank.

»Manchmal koche ich nach Balkanart«, sagte sie. »Dazu gehört tüchtig Knoblauch ins Essen.«

»Deshalb bist du auch noch unverheiratet«, frotzelte ich. »Ich bin zwar kein Vampir, aber eine Frau mit Knoblauchatem schlägt auch mich in die Flucht.«

»Knoblauch ist gesund«, verteidigte Laurie ihr Speisegewürz und Naturheilmittel. »IIja Rogoff, der älteste Mann der Welt, ißt es täglich. Er ist, glaube ich, hundertfünfzig.«

»So genau weiß ich das nicht«, antwortete ich. »Auf jeden Fall muß er ein schöner alter Stinkadores sein. Bleibt anständig, Mädchen.«

»Wenn du nicht in der Nähe bist, immer, John.«

Dann waren sie draußen. Ich telefonierte mit der Rezeption. Wie ich vermutet hatte, gab es einen Hotelarzt, der jederzeit in Anspruch genommen werden konnte. Meine rechte Hand schmerzte sehr. Ich wußte nicht, ob Vampirkrallen eine Infektion verursachen konnte, aber ich wollte auf alle Fälle vorbeugen.

Suko sollte seine Kratzer ebenfalls mit Jodtinktur bepinseln lassen. Eine Tetanusspritze und eine Schmerztablette konnten nichts schaden. Mein Magen meldete sich, denn seit wir das Flugzeug verlassen hatten, hatten wir nichts mehr gegessen.

Aber ich beschloß, mal was für die schlanke Linie zu tun und aufs morgige Frühstück zu warten.

***

Richmond, einer der fünf Stadtteile von New York City, liegt auf Staten Island. Hier gibt es nur wenige Hochhäuser, sondern hauptsächlich Apartmenthäuser, Villen und einige historische Gebäude.

Wobei in den USA ein Haus aus der Zeit vor der 1776 erfolgten Unabhängigkeitserklärung bereits als uralt gilt. Die private Nervenklinik, in die Frank Harper vor nunmehr acht Tagen eingeliefert worden war, stand am Huguenot Park.

Eine Mauer umgab die vier Gebäudetrakte, deren Fenster meistenteils vergittert waren. Ein parkartiger Garten mit altem Baumbestand erstreckte sich rundum.

Ich stellte den Chevrolet Camaro LT, den ich beim Hertz-Autoverleih gemietet hatte, vor dem Verwaltungsgebäude ab. Der metallicrote Wagen hatte einen 5,7-Liter-Motor, 175 PS steckten unter der Haube. Für meinen Geschmack wies er zuviel Chrom und Blech auf und war

zu weich gefedert.
Suko saß neben mir. Auf dem Rücksitz hatten die allzeit bereite und neugierige Laurie Ball und Linda Maitland Platz genommen. Die beiden Mädchen hatten in Lauries Apartment eine ungestörte Nacht verbracht.
Es war jetzt früher Nachmittag. Am Vormittag hatte ich mir in einem Waffengeschäft eine neue Beretta besorgt und Captain Don Hamilton aufgesucht. Über den Captain, der sich eingehend informiert hatte, war ich auf einen gewissen Edward T. Ballone gestoßen, in einschlägigen Kreisen als Zwinker Ed bekannt.
Von Ballone hörte ich eine wüste Story über einen Vampirüberfall im Central Park, dem seine Kumpane Monster Chonjacki, Frozen Pete und Freddie zum Opfer gefallen sein sollten. Ich glaubte Zwinker Ed, der zur Drogenentwöhnung nach Rikers Island, einer Insel im East River auf der Ostseite von Manhattan, gebracht wurde.
Weiterhelfen konnte Zwinker Ed uns allerdings nicht.
Captain Hamilton wollte sich direkt an den Commissioner, den Leiter der New Yorker Stadtpolizei, wenden. Intern sollte eine vorsichtige Vampirwarnung an die New York Cops ausgegeben werden. Strenge Geheimhaltung mußte sein, sonst hätte es eine Massenpanik gegeben. Ich sah schon die dicken Schlagzeilen vor meinem geistigen Auge: Vampire bedrohen New York City.
Laurie Ball hatte sich schweren Herzens bereit erklärt, zunächst auf eine Veröffentlichung der Informationen, die sie erhielt, zu verzichten. Die junge Journalistin wollte natürlich Karriere machen. Sie blieb am Ball, das hieß in diesem Fall in meiner Nähe, und sie hoffte, später in abgeschwächter Form einiges in die Zeitung bringen zu können.
Über das Horror-Taxi von New York und die damaligen Vorgänge hatte sie eine packende Reportage geschrieben. Allerdings nicht die volle Wahrheit.
Zunächst hatte ich nicht gewollt, daß die beiden Girls uns begleiteten, aber dann stimmte ich doch zu. Linda Maitland war mit Frank Harper eng befreundet. Wenn sie uns begleitete, würde der junge Mann uns eher vertrauen, als wenn Suko und ich allein antanzten.
Der Hotelarzt hatte meine Hand und Sukos zerkratztes Gesicht behandelt. Komplikationen waren nicht aufgetreten. Es war ein sonniger Oktobertag, doch unterschwellig spürte ich die Bedrohung, die über New York City lag.
Im Lauf meiner Karriere als Geisterjäger hatte ich dafür einen feinen Instinkt entwickelt.
Wir marschierten ins Verwaltungsgebäude, wo ein spätes Mädchen an der Anmeldung saß. Ich nannte meinen Namen und zeigte auch meinen Scotland-Yard-Dienstausweis. Frank Harpers Vater hatte uns

avisiert.

Der Vorzimmerdrachen verständigte den Klinikleiter Dr. Ruben Lorrimer über die Gegensprechanlage. Sie lächelte uns alle an.

»Dr. Lorrimer kommt sofort.«

Da eilte auch schon ein baumlanger Weißkittel den Korridor entlang. Dr. Ruben Lorrimer erinnerte mich an eine Giraffe. Er maß annähernd zwei Meter zehn, hatte einen langen Hals und einen kleinen Kopf.

Seine Augen blinzelten hinter einer grünlichen Brille. In der Brusttasche seines weißen Kittels steckten ein halbes Dutzend Kugelschreiber. Ein Taschen-Funkgerät, über das er jederzeit überall auf dem Klinikgelände zu erreichen war, hatte er auch noch darin.

Bei uns angekommen, sah er zunächst mal auf die Armbanduhr, wobei er mir fast auf die Nase schlug.

»Äh ja, äh ja, ich weiß Bescheid. Mister Sinclair, wenn ich recht vermute? Ich bin vollständig informiert. Meine Zeit ist leider knapp bemessen.«

»Wir wollen Sie nicht lange in Anspruch nehmen, Dr. Lorrimer. Wir haben vor, mit Frank Harper zu sprechen.«

»Äh ja, äh ja. Der Patient Harper. Dementia praecox mit Verfolgungswahn, vermute ich. Sind Sie auch Psychiater, Mister Sinclair?«

Sehe ich so aus? hätte ich fast gefragt.

»Das nicht gerade. Aber Spezialist für Fälle von der Art, wie Frank Harper einer ist. Können wir jetzt zu ihm?«

»Äh ja, äh ja. Miß Tippington, Sie wissen, wo ich zu erreichen bin. Wer sind Ihre Begleiter, Mister Sinclair?«

Ich stellte vor, die Damen zuerst, dann Suko.

»Äh ja, äh ja, angenehm. Gehen wir.«

Dr. Lorrimer hatte einen Tic, der seinen linken Mundwinkel öfters zucken ließ. Seine Hände waren ständig in Bewegung.

Dr. Lorrimer stürmte mit wehendem Kittel vor uns her, daß wir Mühe hatten, ihm zu folgen. Wir hetzten aus dem Gebäude und über den Parkweg auf ein anderes zu. Dr. Lorrimer sah noch zweimal auf die Uhr.

Im andern Gebäudetrakt rief der Klinikleiter einen Pfleger herbei. Frank Harper hatte im zweiten Stock ein Einzelzimmer, das bestimmt nicht billig war. Als wir eintraten, lag der junge Mann auf dem Bett, die Hände hinterm Kopf, und schaute zur Decke.

Er trug einen blauen Overall. Dr. Lorrimer schoß auf ihn zu, zog ein Gummihämmerchen aus der Kitteltasche und schlug ihm auf die Knie. Die Unterschenkel schnellten nach oben. Mit einem Drehspiegel, den er aus einer anderen Tasche holt, fuhrwerkte Dr. Lorrimer vor Frank Harpers Augen herum.

Der junge Mann ließ willig alles mit sich geschehen.

»Welches Datum haben wir heute?« fragte Dr. Lorrimer.

Wir andern hielten uns zurück. Der kräftige Pfleger stand im Hintergrund. Frank Harper hatte uns bisher nur mit einem gleichgültigen Blick gemustert, sicher stand er unter Psychopharmaka.

»Den 21. Oktober 1978«, sagte Frank Harper wie aus der Pistole geschossen.

»Wer ist der Präsident der Vereinigten Staaten?«

»Jimmy Carter.«

»Was ist Ihr Lieblingsgericht?«

»Ich bin bisher nur einmal wegen zu schnellen Fahrens verurteilt worden, da habe ich nicht genug Erfahrung, um das beurteilen zu können.« Frank Harper grinste schwach. »Ich nehme an, Sie wollen wissen, was ich am liebsten esse, Doc. T-Bone Steak Medium.«

»Gut, sehr gut.« Dr. Lorrimer schaute uns an. Paßt mal auf, was jetzt kommt, bedeutete sein Blick. »Was halten Sie vom Vampirismus, Mister Harper? Wer sind der alte Montague und seine grauenvolle Gefährtin Asenath?«

Frank Harper zuckte zusammen, als ob er einen Elektroschock erhalten hätte. Er richtete sich abrupt auf, kerzengerade saß er da, und sein Gesicht zeigte den Ausdruck größten Schreckens.

»Ihr Narren!« schrie er. »Warum glaubt ihr mir denn alle nicht? Ich bin nicht verrückt! Vampyrodam, das Reich der Vampire, wird kommen, wenn ihr nicht endlich alle nötigen Maßnahmen ergreift. Die Zeit im Grab hat die Ungeheuer nur gestärkt und ihre Macht vergrößert. Die Menschheit wird untergehen. Blutsauger werden die Erde bevölkern. Das Grauen hält Einzug in New York City. Bald werden sich auf unseren nächtlichen Straßen die entsetzlichsten Szenen abspielen. Die Kriminalitätswelle ist nichts gegen die Gefahr, die von den Vampiren droht! Ich will hier raus, ich muß die Verantwortlichen warnen! Ich, ich habe sie auf erweckt! Ich Unseliger, was habe ich getan?«

Der junge Mann zitterte am ganzen Körper. Er verbarg das Gesicht in den Händen. Linda Maitland, die er zuvor nicht beachtet hatte, wollte zu ihm hintreten, aber Suko hielt sie am Arm zurück.

»Ein typisches psychopathologisches Syndrom, würde ich sagen«, überlegte Dr. Lorrimer laut. »Äh ja, äh ja. Sonst ist er völlig normal, aber sobald man ihn auf dieses bestimmte Thema anspricht, hakt es bei ihm aus.«

Unvermittelt sprang Frank Harper auf, dem baumlangen Arzt an die Kehle. Er würgte Dr. Lorrimer.

»Jetzt reicht es mir, Sie Narr! Während Sie hier Ihr Fachlatein faseln, geht die Welt unter. Könnte ich doch nur selbst den Vampirbiß anwenden, um euch endlich zu überzeugen!«

Suko und der Pfleger sprangen vor und packten den Tobenden. Seine

Hände waren wie Schraubstöcke. Suko war es, der Rat wußte. Mit zwei kurzen Handkantenschlägen auf den Bizeps lockerte er Frank Harpers Würgegriff.

Besonders schmerzhaft waren diese Schläge nicht, aber äußerst wirkungsvoll. Jetzt konnten Suko und der Pfleger den jungen Mann wieder zum Bett zurückführen, auf dessen Kante er sich niedersetzte.

Dr. Lorrimer lehnte an der Wand, bleich im Gesicht. Er massierte seinen dürren Hals.

»Äh ja«, krächzte er. »Äh – krrkkchch – da sehen Sie es selbst, Mister Sinclair.« Frank Harper geiferte uns Beschimpfungen entgegen, er war nicht mehr bei Sinnen.

»Das ist nicht tot, was ewig liegt, bis daß die Zeit den Tod besiegt!« schrie er mit Schaum vor dem Mund. »Der alte Montague, Asenath die Schreckliche! Die dunklen Dinge in den Hügeln, der Dunkle Donn. Lonnbeimenech, er schlägt alle seine Feinde; einer von den Alten in den Abgründen jenseits der Sterne ist er! Ihr, die das vergossene Blut erfreut!«

Ein schauriges Heulen drang aus Frank Harpers Kehle. Dann wandelte sich der Ausdruck seines verzerrten Gesichtes jäh. Es wurde glatt, doch böser Hohn schimmerte aus den Augen, und der junge Mann sprach mit einer völlig fremden Stimme.

»Mein Name ist Montague Harper, Esquire. Es freut mich, Ihre Bekanntschaft zu machen, Mister Sinclair, wenn auch eben nur indirekt. Doch bald werden wir uns hoffentlich persönlich treffen…«

»Woher kennt er Ihren Namen?« fragte Dr. Lorrimer überrascht. »Ich habe ihn ihm gegenüber nicht genannt.«

»Zieht ihm eine Zwangsjacke an«, sagte ich. »Jetzt werde ich Ihnen mal eine Therapie zeigen, wie Sie vermutlich noch keine erlebt haben, Dr. Lorrimer. Danach dürfte sich Ihr psychopathologisches Syndrom endgültig verflüchtigt haben.«

Der Arzt zog ein ungläubiges Gesicht.

»Das möchte ich erleben. Doch ich dulde nicht, daß Sie Medikamente anwenden, mit Hypnose arbeiten oder den Patienten auch nur körperlich berühren.«

»Das brauche ich auch nicht. Seien Sie völlig unbesorgt. Meine Mittel sind ein einfaches silbernes Kreuz und einige Bannsprüche.«

Dr. Lorrimer schaute mich an, als überlegte er, ob er mich nicht auch gleich dabehalten sollte.

***

Die Vorbereitungen waren getroffen. Frank Harper lag mit der Zwangsjacke gefesselt auf dem Bett. Zwei breite Lederriemen schlangen sich rund um das Bett und hielten seinen Oberkörper und die Beine nieder. Der junge Mann murmelte gräßliche

Verwünschungen und zitierte authentische Stellen aus dem Necronomicon des wahnsinnigen Arabers Abu Alhazred, die uns die Haare zu Berge stehen ließen.

Ich hatte mal in ein Exemplar des Necronomicon reingelesen, doch diese Lektüre konnte ich nicht verkraften. Laurie Ball und Linda Maitland hatten wir aus dem Zimmer geschickt. Die Rolläden vom Fenster waren heruntergelassen, das elektrische Licht brannte.

Außer dem Hauptbeteiligten Frank Harper waren ich, Suko, der Klinikleiter Dr. Ruben Lorrimer, sein Oberarzt, ein weiterer Arzt, eine Ärztin und zwei Pfleger anwesend. Die Leute von der Klinik gaben sich äußerst skeptisch.

Suko hatte mir meinen Einsatzkoffer aus dem Wagen geholt. Ein Schnellhefter mit Formeln aus dem Bereich der Weißen Magie lag aufgeschlagen neben mir auf dem kleinen Tischchen. Ich stand rechts vom Bett, mit dem Rücken zum Fenster.

Suko wartete neben mir, die Arme vor der Brust verschränkt, das breite Gesicht unbewegt. Die Klinikärzte bildeten eine geschlossene Gruppe, aus der Dr. Lorrimer herausragte wie ein Leuchtturm, und die Pfleger blieben im Hintergrund.

Die Tür war abgeschlossen, und ich hatte mir ausbedungen, daß wir nicht gestört werden durften.

Dr. Lorrimer räusperte sich.

»Äh ja, Mister Sinclair. Dann zeigen Sie uns mal Ihre Weisheit. Einen Exorzisten habe ich auch noch nicht bei der Arbeit erlebt.«

»Ich bin kein Exorzist, Dr. Lorrimer. Ich kenne lediglich einige unorthodoxe Methoden, um einen Besessenen zu heilen.«

»Wir sind mächtig gespannt!«

Ich bat um Ruhe. Dann holte ich mein silbernes Kreuz und die gnostische Gemme aus der Tasche und hielt beides über Frank Harpers Gesicht. Ich zitierte den Schlüssel Salomonis, eine starke Beschwörungsformel dämonischer Wesen, und begann mit den ersten Austreibungssprüchen.

Die gnostische Gemme vibrierte in meiner Hand, ich steckte sie weg. Das Kreuz aber umgab eine silbrige Aura, immer heller strahlte sein Schein.

Frank Harper keuchte. Der Schweiß trat ihm in dicken Perlen aufs Gesicht, so als werde es ausgewrungen. Sein Atem ging immer schneller, er hechelte. Er kniff die Augen zu und knirschte mit den Zähnen.

»Du bezwingst… mich nicht, John Sinclair!« stieß er mit fremder Stimme hervor. »Verflucht sollst du sein, der Spuk wird dich holen. Der Schwarze Tod, Myxin, der Magier, der Dunkle Donn!«

Bis auf letzteren waren es alles alte Bekannte aus den Dimensionen des Grauens.

»Sieh das Kreuz an, Frank Harper!« rief ich. »Schau es an! Im Namen des Lichtes und des Guten, bei allen heilen und ordnenden Kräften des Universums! Beim Allerhöchsten, schau es an!«

Da riß Frank Harper die Augen auf. Sein ganzer Körper begann zu zucken, plötzlich war sein Gesicht rot Übergossen. Er schwitzte Blut. Die beobachtenden Ärzte schrien entsetzt auf, sie wollten zum Krankenbett.

Aber Suko drängte sie energisch zurück.

»Nicht«, hörte ich ihn im Flüsterton mahnen. »Sie dürfen sich jetzt nicht einmischen, es könnte Frank Harpers Tod sein oder ihn für immer in den Wahnsinn schleudern!«

Wenn Dr. Lorrimer vorher geahnt hätte, was geschehen könnte, hätte er meiner Beschwörung nie zugestimmt. Aber jetzt lag das Gesetz des Handelns bei mir, die Ärzte waren nur Zuschauer und Statisten.

Ich rief die stärkste Bannformel, die ich kannte, in Chaldäisch, Latein und in modernem Englisch.

»Fahr aus, böser Geist!« fügte ich hinzu. »Dämon aus dem Jenseits, gib diesen armen Menschen frei! Niemals mehr sollst du dich seiner bemächtigen, niemals mehr ihn schrecken oder beeinflussen! Beim silbernen Kreuz, beim Licht des Tages, bei der natürlichen Ordnung aller Ding, fahr aus! Fahr aus! Fahr aus!«

Ein Kreischen und Heulen gellte auf, aus anderen Dimensionen kam es. Plötzlich waren Schatten und Rauch im Zimmer. Dämonische Fratzen manifestierten sich, geisterhafte Krallenhände griffen nach uns. Geschrei und Gewimmer wie von einem Heer von Verdammten ertönte.

Die Ärzte zitterten; den zwei Pflegern schlotterten die Knie. Selbst Suko schaute sich irritiert um. Ich aber reckte das silberne Kreuz mit den geheimnisvollen Linien und Hieroglyphenzeichen mit beiden Händen hoch empor.

Da entfuhr Frank Harper ein Schrei, den man im ganzen Gebäude hören mußte. Und mit diesem Schrei entwich etwas Dunkles aus seiner Kehle und aus seinem Innern. Seltsame Funken tanzten darin.

Modergeruch wehte mich an, ich spürte eine eisige Kälte. Da war eine Bewegung in der Luft, als rühre sich etwas Unsichtbares. Das silberne Kreuz strahlte so grell wie eine Halogenlampe.

Und dann war alles vorüber, von einer Sekunde zur anderen herrschte eine völlige Stille. Die Luft roch würzig nach Ozon, das Kreuz glänzte nur noch matt, und Frank Harper lag ruhig und entspannt auf seinem Bett.

Auf seinem Gesicht war kein Blut mehr zu sehen. Ein Lächeln überzog es, es schien von innen heraus zu strahlen. Er atmete tief und ruhig. Tageslicht fiel durch die Rolladenlamellen herein.

»Du hast es geschafft, John«, sagte Suko.

Und Frank Harper meinte: »Ich fühle mich so wohl wie noch nie in meinem ganzen Leben. Wer Sie auch immer sind, Mister, das werde ich Ihnen nicht vergessen.«

»Sie haben doch vorhin meinen Namen genannt, Frank?« fragte ich.

»Ich? Niemals! Was ist überhaupt geschehen, ich erinnere mich an gar nichts mehr. Wo bin ich hier eigentlich?«

***

In den Kellerräumen des Wolkenkratzers hatte sich einiges verändert, seit Montague Harper und Asenath wiedererweckt worden waren. Das elektrische Licht war abgeschaltet worden. Vampirische Diener und Vampire trieben sich in den unter der Erde liegenden Etagen herum.

Ihre Augen glühten in der Finsternis. Die Tiefgarage frequentierten sie tagsüber nicht. Den Büro- und Geschäftsräumen mußten die Vampire bei Tag ohnehin fernbleiben, weil sonst das Sonnenlicht ihre Körper zerstört hätte.

Die vampirischen Diener vermochten sich auch im Tageslicht zu bewegen. Aber sie verfügten nicht über die übernatürlichen Kräfte eines Vampirs, sie konnten auch den magischen Keim nicht weitergeben. Ihre Eckzähne waren zwar ein Stück verlängert und spitz, aber sie konnten bestenfalls eine kleine Menge Blut trinken.

Das geringe Quantum reichte ihnen für lange Zeit. Sie waren Diener, Kreaturen, die Montague und Asenath nach Belieben dirigieren konnten. Mit der Kraft ihrer Gedanken, ein näherer Kontakt war nicht nötig.

Nach ihrer Wiedererweckung hatten Montague und Asenath ein paar Tage gebraucht, um sich zu akklimatisieren und Kräfte zu sammeln. Dann hatten sie ihr großes Ziel in Angriff genommen. Vampyrodam sollte entstehen, das Reich der Vampire.

In dem Wolkenkratzer war die Atmosphäre auch tagsüber immer unheimlicher geworden. Sensible Menschen litten an Herzklopfen, starken Angst- und Beklemmungsgefühlen und Schweißausbrüchen, wenn sie das Gebäude nur betraten.

Hier hatten Montague und Asenath sich ihre ersten Opfer geholt. Nach dem Negerhausmeister waren noch andere zu Vampiren oder vampirischen Dienern geworden. In diesem Wolkenkratzer ging die Saat des Bösen zuerst auf.

Ein Kellerraum war für Montague und Asenath geräumt und hergerichtet worden. Er lag neben der Tiefgarage, und es gab von hier aus einen Zugang zur Kanalisation. Man hatte die Wände des Raumes mit roten und schwarzen Tuchbahnen verhängt.

Auf einem niedrigen hölzernen Podest, das auf der Mittellinie des Raumes zur hinteren Wand hin errichtet war, standen zwei Prunksärge aus Ebenholz. Zu beiden Seiten des Kopfendes jedes Sarges waren

Messingleuchter mit je vier schwarzen Kerzen aufgestellt.
Die Kerzenflammen brannten klar und hell und zauberten Lichtreflexe in den Raum. Durch sie wurde aus dem Podest eine Lichtinsel. Die polierten Tragegriffe der Särge funkelten. Darin lagen tagsüber Montague und Asenath auf Friedhofserde und ruhten sich für ihre schlimmen Tagen und finsteren Pläne aus.
Die Augen der beiden Unheimlichen waren fest geschlossen. Aus Montague Harpers linkem Mundwinkel sickerte ein Blutfaden, und Asenath lächelte böse in ihrem Schlaf. Montague ruhte, doch über sein Unterbewußtsein stand er mit seinen Vampiren und Kreaturen in Verbindung.
Wie im Traum erlebte er, was mit Frank Harper geschah, den er von Jugend an beeinflußte und der von ihm besessen war. Der Vampir stöhnte in seinem Sarg, als John Sinclair Frank Harper den bösen Geist austrieb.
Der Sargdeckel polterte herunter, als Montague sich jäh aufrichtete, das Gesicht zu einer zornigen Grimasse verzerrt, die Vampirzähne gebleckt. Er war erwacht, er wußte, daß er handeln mußte.
Auch Asenath setzte sich auf, sie legte den Sargdeckel vorsichtig auf die Seite. Die beiden waren allein in dem Kellerraum, doch Vampire und Diener harrten draußen ihrer Befehle.
»Es ist diesem verfluchten John Sinclair gelungen«, stieß Montague grimmig hervor. »Er hat die Macht gebrochen, die ich über Frank Harper hatte. Das Böse ist aus ihm ausgefahren, er ist frei.«
»Lange wird das nicht so bleiben«, sagte Asenath. »Wir werden sein Blut trinken. Schon in dieser Nacht wird sich die Anzahl der Vampire in New York rapide vermehren. Zwei Dutzend Vampire verdämmern den Tag bereits an Orten, an die kein Sonnenlicht dringt. Mit dem U-Bahnnetz, der Kanalisation und den Untergrund-Passagen haben die Menschen hervorragende Zufluchtsorte für uns geschaffen.«
»Frank Harper wird auspacken und John Sinclair und den Chinesen Suko hierherschicken«, sagte Montague. »Tagsüber sind wir in unserer Aktivität stark eingeschränkt, unsere Macht ist nicht so groß. John Sinclair verfügt über gefährliche Waffen. Wir dürfen die Menschen nicht unterschätzen, da ist uns schon einmal zum Verhängnis geworden.«
»Dann entziehen wir doch uns und dieses Gebäude ganz einfach John Sinclairs Zugriff!« schlug Asenath vor. »Das sollte ohnehin geschehen, weshalb nicht gleich handeln?«
Montague zögerte.
»Die Zeit ist eigentlich noch nicht reif dazu. Doch es müßte gelingen. Mit der großen Beschwörung versetzen wir den Bau zwischen die Dimensionen. Vampire und ihre Diener vermögen sich in der Zwischendimension zu bewegen. Für die normalen Menschen, die

noch in diesem Haus sind, wird die Zeit stillstehen. Sie werden völlig gelähmt sein, ihre Lebensfunktionen auf ein Minimum reduziert. Nur der vampirische Biß kann sie zum Leben erwecken, es sei denn, das Gebäude kehrt ins Diesseits zurück.«

»Dann wollen wir handeln. Worauf wartest du, Montague?«

Montague Harper und Asenath sprachen aus alter Gewohnheit, wenn sie menschliche Gestalt angenommen hatten. Sie hätten sich auch anders verständigen können. Der Vampir zögerte nur kurz.

»Ja«, sagte er dann und stieg aus dem Sarg. In seinen Augen tanzten glimmende Funken. »Es soll geschehen. Wenn die Sonne untergegangen ist, werden die im Haus befindlichen Vampire ins Diesseits ausschwärmen. Um Mitternacht treffen wir uns alle im Central Park, dann wird unsere Zahl sich schon mindestens verdoppelt haben.«

»Beginnen wir mit den Vorbereitungen, Montague. Die Zeremonie muß rasch durchgeführt werden. Dieses Gebäude wird in die Zwischendimension versetzt, die von außen keinem Menschen zugänglich ist. Dort bleibt es, es sei denn, wir sterben!«

»Wir sind unsterblich, Asenath, meine Geliebte, mit der ich den Bund des Blutes geschlossen habe. Zwar gibt es wenige Mittel, die uns vernichten vermögen, doch das wird niemals geschehen. Wir sind die Könige der Nacht, die Herrscher von Vampyrodam!«

***

Captain Don Hamilton hieb die klobige Rechte auf den Schreibtisch, daß es nur so krachte. Der Police Sergeant McCandle, ein altgedienter Streifenpolizist, zog unwillkürlich den Bierbauch ein. Er stand vor dem Schreibtisch im Office des Captains, der das 12. Polizeirevier in Manhattan Midtown leitete.

McCandles junger Kollege, der Patrolman Wright, stand seitlich hinter dem Sergeanten und rückte jetzt noch etwas mehr zur Seite. So als wollte er sich hinter McCandles 2-Zentner-Figur verstecken.

Lieutenant Hardy, der stellvertretende Revierleiter, hatte sich neben dem Desk des Captains postiert.

»Was soll der Käse?« brüllte der bullige Captain Hamilton mit einer Lautstärke, daß man ihn noch im Mannschaftsraum auf der andern Seite des Korridors deutlich hörte. »Ein ganzer Wolkenkratzer soll verschwunden sein? Wo gibt es denn so etwas?«

Sergeant McCandle schluckte.

Dann antwortete er: »An der Ecke Dritte Avenue – 24. Straße. Da steht das Gebäude. Oder vielmehr, da steht es nicht mehr.«

Don Hamilton erhob sich halb von seinem Sitz.

»Und was ist jetzt dort, Sergeant, bitte? Ein großes Loch oder was?«

»Eine unsichtbare Barriere, Captain. Der Bezirk muß unverzüglich

abgeriegelt werden.«

Hamilton fuhr sich mit den dicken Fingern durchs grauschwarze Borstenhaar.

»Berichten Sie der Reihe nach, Sergeant.«

»Also, ich war auf meinem üblichen Rundgang unterwegs. Sie wissen, wie wichtig es ist, daß altgediente Polizisten auf Fußstreife patrouillieren. Sie kennen ihren Bezirk wie ihre Westentasche und sind ihrerseits jedem bekannt. So tragen sie mehr zur Dämpfung der Kriminalitätsrate bei, als all diese neumodischen Vorbeugungsprogramme zusammen.«

»Sie sollen mir hier keine Vorlesung halten, Sergeant. Kommen Sie zur Sache.«

»Ja, Captain. Es war kurz nach 15 Uhr 45. Ich stand am Straßenschalter von Smiley Lefkowicz' Schnellimbiß, aß einen Hamburger und trank eine Dose Bi… hmm, Coca-Cola. In den letzten Tagen hatte ich allerhand flüstern hören, in dem besagten Gebäude an der Ecke Dritte Avenue – 24. Straße ging es nicht mehr mit rechten Dingen zu. Es ist ein Wohn- und Geschäftshaus. Viele Mieter verlassen es überhaupt nicht mehr, wurde mir gesagt, sie vegetieren tagsüber nur noch in verdunkelten Zimmern. Den Leuten, die nur tagsüber dort arbeiten, ist es unheimlich. Ein Mädchen behauptete, in der Tiefgarage einem Mann mit glühenden Augen und spitzen Eckzähnen begegnet zu sein. Zunächst gab ich nicht viel auf das Gefasel, doch gelegentlich wollte ich mich schon mal näher im dem Haus umsehen. Dann kam heute auf dem Revier die Bekanntmachung heraus, daß wir besonders auf solche Dinge achten und sie melden sollten. Doch wenn schon, dann wollte ich genaue Angaben machen, Sie wissen, was für blöde Witze die Kollegen reißen, wenn einer einen Bock schießt, Captain.«

Don Hamilton winkte ab.

»Ich wollte also in das Haus. Der Leiter der Werbeagentur, die dort ihre Büros hat, ist ein alter Bekannter von mir. Und jener halbseidene Trickbetrüger Johnny Day hat sich da eingemietet. Doch bevor ich besonders diesen beiden auf den Stockzahn fühlte, wollte ich mich bei Lefkowicz stärken.«

»Mit einer Dose Bi… hmm, Coca-Cola.«

»Sie sagen es, Captain. Ich schaute also über die Straße. Die Passanten eilten auf dem Bürgersteig gegenüber. Das Gebäude war nicht zu übersehen.«

»Das haben Wolkenkratzer so an sich.«

»Von einer Sekunde zur andern begannen die Konturen des Gebäudes zu flimmern. Sie wurden unscharf, wie bei einer Filmvorführung, wenn der Projektor nicht richtig eingestellt ist. Die Umrisse verschwammen, dann war da nichts mehr. Jedenfalls nichts deutlich Erkennbares. Dahinterstehende Gebäude konnte man aber auch nicht

sehen. Wenn ich genau hinschaute, sah ich nur ein milchiges, trübes Grau.«

»Sie hatten also Mattscheibe, Sergeant McCandle«, brummte der Captain so feindlich wie ein Bär, den jemand im Winterschlaf gestört hatte. »Was unternahmen Sie dann?«

»Ich wischte mir dreimal über die Augen und kniff in meinen Arm. Dann schluckte ich den Hamburger runter und trank meine Cola aus. Außer mir waren noch einige Passanten aufmerksam geworden. Auch ein Wagen stoppte abrupt, es gab einen leichten Auffahrunfall. Da nahm ich meinen Knüppel und marschierte quer über die Straße.«

»Weiter!«

»Mir wurde immer mulmiger, je mehr ich mich dem verschwundenen Wolkenkratzer näherte. Der Bürgersteig war wie leergefegt. Mir war es, als ob ich gegen einen unsichtbaren Widerstand anzukämpfen hätte. So als ob ich durch brusthohes Wasser waten müßte. Und dann prallte ich gegen diese unsichtbare Barriere. Sie gab etwas nach, war aber dennoch so hart wie Stahl. Ich tastete mich an der Barriere entlang, doch sie zu durchdringen war unmöglich.«

»Womit prallten Sie denn gegen die Barriere, Sergeant?«

McCandle klopfte auf seinen vorragenden Bauch.

»Damit, Sir.«

»Aha! Nur eine Frage, Sergeant McCandle. Wie viele Dosen von Ihrem sogenannten Coca-Cola hatten Sie denn getrunken, als Ihnen das passierte?« wollte der Captain wissen.

»Sir, ich weiß, worauf Sie anspielen. Also gut, ich habe diesen Hamburger mit einer Dose Bier hinuntergespült. Das mag nicht ganz korrekt sein, aber eine Dose Bier wirft einen Mann wie mich nicht gleich um. Oder wollen Sie mir etwa unterstellen, daß ich ein Trinker wäre, Captain?«

»Das nicht gerade, Sergeant McCandle. Aber ich will es mal so sagen. Wenn ich ein Karton mit Bierdosen wäre, möchte ich nicht mit Ihnen allein im Zimmer sein. – Sie waren also nüchtern und nehmen auf Ihren Diensteid, was sie da gerade ausgesagt haben?«

»Jederzeit, Captain Hamilton. Ich verständigte gleich über Funk das Revier. Patrolman Wright brachte mich im Streifenwagen her. Drei Streifenwagenbesatzungen sind zur Zeit bei dem fraglichen Gebäude.«

»Lassen Sie mal die Einsatzzentrale über Funk nachhören, was sich da abspielt, Lieutenant Hardy«, ordnete der Captain an.

Hardy, der wie die anderen Polizeiuniform trug, eilte hinaus. Captain Hamilton spielte mit dem Brieföffner auf seinem Schreibtisch, der in seinen Wurstfingern spielzeughaft wirkte. Er krauste die Stirn.

Er mußte an John Sinclair denken, an den alten Montague und seine Gefährtin Asenath. Der Captain hatte die sichere Vermutung, daß das Verschwinden des Wolkenkratzers direkt mit dem Vampirfall

zusammenhing. Das würde eine Menge Aufregung und Ärger verursachen, das wußte er jetzt schon.

Der Lieutenant kehrte zurück.

»Im Umkreis der Kreuzung Dritte Avenue – 24. Straße ist der Teufel los, Captain. Der Verkehr steht still, ein Menschenauflauf drängt sich. Die Autoschlange wird immer länger. Alle wollen das ›verschwundene‹ Gebäude sehen.«

Der Lieutenant drückte sich grammatikalisch falsch aus, aber der Captain wußte, was gemeint war.

»Ich gebe sofort Alarm!« rief Hamilton und erhob sich. »Ich verständige das Polizeihauptquartier in der Centre Street, den Commissioner und den Mayor – den Bürgermeister – von New York City. Sämtliche verfügbaren Streifenwagen und Fußstreifen zu dieser Kreuzung. Die ganze Sektion wird abgeriegelt.«

Leise fügte er hinzu: »Wichtiger als alles andere ist es aber, daß ich so schnell wie möglich John Sinclair erreiche.«

***

Frank Harper hatte uns gesagt, wo er den alten Montague und Asenath auferweckt hatte. Im Heizungskeller des Wolkenkratzers an der Ecke Dritte Avenue – 24. Straße. Er hatte auch noch manches andere erzählt, was er bei seinen Nachforschungen herausgefunden hatte.

Jetzt wußte ich, daß Montague Harper zu Anfang des 18. Jahrhunderts ein Kind gezeugt hatte, um sich Nachkommen zu sichern. Daß er diese Nachkommen brauchte, um die eigene Existenz abzusichern, war mir klar. Denn ohne leibliche Nachkommen wäre er für immer von dieser Welt verschwunden, damals als er gebannt und mit Asenath zusammen lebendig begraben wurde.

Frank Harper erfüllte bestimmte genetische Voraussetzungen, ihn hatte sein dämonischer Vorfahr von Kind auf beeinflussen können. In den letzten achtzehn Monaten war dieser Einfluß immer stärker und unheilvoller geworden.

Montague Harper und Asenath hatten mit anderen Opfern als mit Frank Harper ihre Kräfte nach dem langen Todesschlaf aufgefrischt. Sie planten, ihr Vampirreich Vampyrodam zu gründen. Frank Harper, der aus dem geistigen Gleichgewicht geraten war, entging ihnen nicht. Zumal der alte Montague ihn auch weiter hatte dirigieren können, bis ich Frank Harper von seiner Besessenheit befreite.

Frank blieb vorerst in der privaten Nervenklinik, wo er gut aufgehoben war. Dr. Ruben Lorrimer hatte seinem geheilten Patienten ein anderes Zimmer im Rekonvaleszenten-Trakt zugewiesen. Linda Maitland sollte bei ihm bleiben.

Dr. Lorrimer war jetzt überzeugt, daß es sich bei Frank Harper um

einen Fall von Besessenheit gehandelt hatte. Er akzeptierte auch, daß Vampire in New York ihr Unwesen trieben.

Zu Franks und Lindas Schutz ließ er Knoblauchketten vor den Zimmerfenstern anbringen. Mehrere Kreuze hingen an der Wand. Zu allem Überfluß wollte der baumlange Psychiater auch noch einen spitzen Holzpflock bereithalten, um etwaige Blutsauger pfählen zu können.

Auch für Weihwasser sollte gesorgt werden.

Um Frank Harper und Linda Maitland brauchte ich mich nicht mehr zu sorgen, so glaubte ich. Jetzt war ich mit Suko und Laurie Ball im Wagen zur Kreuzung Dritte Avenue – 24. Straße unterwegs. Die Staten-Island-Fähre hatte uns gerade zum Anlegepier an der Nordspitze von Manhattan gebracht.

Laurie Ball wollte zumindest in der Nähe sein, wenn ich den alten Montague und seine Asenath vernichtete. Suko und ich beabsichtigten, in die Kellerräume des Wolkenkratzers vorzudringen. Dort hofften wir, Montague und Asenath in ihren Särgen zu finden.

Ich hatte das Autoradio eingeschaltet. Wir fuhren den unteren Broadway hinauf, der hier noch keineswegs eine Prachtstraße mit exklusiven Geschäften war. Amanda Lears rauchige Sexystimme drang aus dem Lautsprecher.

Dann folgte ein Werbespot, ein dümmlicher Sprecher pries eine neue Super-Zahnpasta an, die ganz toll schäumen sollte. Der Werbespot wurde jäh unterbrochen, ein aufgeregter Sprecher meldete sich.

»Achtung, Achtung, eine Sonderdurchsage. Soeben wurde uns gemeldet, daß mitten in Manhattan ein ganzer Wolkenkratzer auf bisher noch ungeklärte Weise verschwunden ist. Das Gebäude steht oder vielmehr stand an der Ecke Dritte Avenue – 24. Straße. Ein Katastrophenfall liegt nicht vor, von Todesopfern ist nichts bekannt. Unser Sendewagen ist zu der fraglichen Kreuzung unterwegs, in Kürze hören Sie weitere Neuigkeiten. Wir informieren Sie laufend.«

Ich trat abrupt auf die Bremse, fast wäre mein Hintermann aufgefahren. Er hupte wütend los, zog links an mir vorbei und tippte mit der international verständlichen Geste an die Stirn. Ich wandte mich nach Suko um, der auf dem Rücksitz saß.

»Da haben wir es! Der alte Montague merkte, daß wir es auf ihn abgesehen haben. Er hat seine Maßnahmen ergriffen.«

»Wir müssen sofort hin!« rief Suko aufgeregt. »Ein ganzer Wolkenkratzer, mein Gott, da sind Hunderte, vielleicht Tausende von Menschen in Gefahr!«

»Es ist Sonnabendnachmittag«, gab Laurie Ball nüchtern zu bedenken. »Es ist anzunehmen, daß sich die Geschäftsräume etlicher Firmen in dem Hochhaus befinden. Die meisten Firmen arbeiten am Wochenende nicht, das ist günstig.«

»Trotzdem, es sind immer noch genug Menschen in dem Haus!«

Ich ließ den Motor wieder an, den ich abgewürgt hatte, und preschte los wie Niki Lauda. Auf ein Strafmandat kam es mir jetzt nicht an. Wir fegten den Broadway hinauf und bogen nach rechts in die 14. Straße ab, dann nach links auf die Dritte Avenue.

Doch bald konnten wir nicht mehr weiter. Da staute sich eine ungeheure Autoschlange über viele Häuserblocks weg. Der Verkehr war in diesem Bezirk zum Stillstand gekommen. Sicher drängte sich eine gewaltige Menschenmenge bei dem verschwundenen Gebäude. So eine Sensation zog die Menschenmassen im wahrsten Sinn des Wortes magisch an.

Da erfolgte auch schon die nächste Radiodurchsage.

»Achtung, Achtung, neues vom verschwundenen Wolkenkratzer! Wie wir inzwischen herausgefunden haben, handelt es sich um das Gebäude Dritte Avenue 1513. Das Haus ist 48 Stockwerke hoch, es enthält siebzig Wohneinheiten, außerdem Büro- und Geschäftsräume. Von der Handelskammer erfuhren wir, daß 53 Firmen dort untergebracht sind. Im Erdgeschoß befinden sich die Räume der finnischen Fluggesellschaft Finnair, außerdem eine Schnellwäscherei, ein Automatencafe und ein Drugstore. In der 23. Etage ist ein Tanzclub, im 47. Stockwerk ein Restaurant. Von den übrigen Firmen wollen wir noch die Werbeagentur Snyder & Bleekham erwähnen, die in der Branche viel Ansehen genießt, sowie das alteingesessene Unternehmen Rodney Dicks Ltd. Großhandel in Stoffen und Wirkwaren. Das Gebäude ist überhaupt nicht mehr zu erkennen, auch der Platz, an dem es stand, ist nicht zugänglich. Man kann dort lediglich ein milchiges, graues Schemen sehen, das den Blick auf die dahinterstehenden Gebäude verdeckt. Eine unsichtbare Barriere schirmt das Grundstück ab. Liebe Zuhörer, wir hier beim Sender wissen, daß es unwahrscheinlich klingt. Aber so und nicht anders sind die Tatsachen. Es ist, als ob das ganze Gebäude, in dem sich nach vorsichtigen Schätzungen mindestens achthundert Menschen aufhalten, in eine andere Dimension geraten wäre. Über die Ursachen ist noch nichts bekannt. Wir blenden uns jetzt in einen Kommentar ein, den ein Sprecher der Stadtverwaltung gibt.«

Der Sprecher der Stadtverwaltung saß im Verwaltungshochhaus hinterm Rathaus und wußte selbst von nichts. Nach bewährter Manier wiegelte er erst einmal ab. Er riet den Einwohnern von New York City, besonders denen von Manhattan, die Ruhe zu bewahren und der betroffenen Stelle fernzubleiben. Die nähere Umgebung dieses Phänomens sei ohnehin abgesperrt.

Bisher habe es seines Wissens so etwas in New York noch nicht gegeben, überhaupt nichts Vergleichbares auf der ganzen Welt. Lediglich vom Bermuda-Dreieck seien gewisse Unregelmäßigkeiten

bekannt.
Ich schenkte mir das Gequassel und schaltete ab.
»Los, Suko«, sagte ich, »klemm dir meinen Einsatzkoffer unter den Arm. Wir lassen den Wagen stehen, wir stecken ohnehin fest. Wir dringen direkt an Ort und Stelle vor. Captain Hamilton dürfte sicher anwesend sein. Soviel ich weiß, gehört der Bezirk hier zu seinem Revier.«
»Was ist mit mir, John?« fragte Laurie Ball.
»Du bleibst am besten hier. Man kann nie wissen.«
Auf den Bürgersteigen eilten neugierige Passanten in Richtung Kreuzung 24. Straße – Dritte Avenue. Da war schon eine ganze Völkerwanderung im Gang.
Laurie stieg mit uns aus, entschlossen knallte sie die Autotüre zu.
»Das könnte dir so passen, John Sinclair. Natürlich bin ich mit von der Partie. Wozu leben wir im Zeitalter der Gleichberechtigung?«
»… sagte der Ehemann, klemmte sich die Handtasche unter den Arm und ließ seine Frau die beiden schweren Koffer tragen. Paß nur auf deine sommersprossige Nase auf, Laurie, und steck sie nicht zu tief in anderer Vampire Angelegenheiten!«
Mein lockerer Ton täuschte. Mir war bitterernst zumute.

***

Die Kreuzung und die Nebenstraßen waren vollkommen verstopft. Autoschlangen blockierten sämtliche Fahrbahnen, niemand konnte auch nur einen Schritt weiterfahren. Eine unübersehbare Menschenmenge drängte sich. Ein Polizeikordon sperrte das Grundstück mit dem verschwundenen Wolkenkratzer ab.
Die Einsatzfahrzeuge der Polizei und Feuerwehr kamen nur langsam voran. Helikopter der Polizei, der Küstenwache und der Nationalgrade schwirrten durch die Luft. Von Lautsprecherwagen der Stadtpolizei hallten Durchsagen.
»Achtung, Achtung, zerstreuen Sie sich! Gehen Sie nach Hause, hier gibt es nichts zu sehen, Sie behindern den Einsatz von Polizei und Feuerwehr! Achtung, Achtung, es besteht kein Grund zur Besorgnis, wir haben die Lage unter Kontrolle! Räumen Sie die Straße, sonst müssen wir Wasserwerfer einsetzen!«
Die Menge schrie und johlte, keiner kümmerte sich um die Durchsagen. Die meisten Versammelten waren nur neugierig, doch es befanden sich auch Chaoten darunter, die Gewalt und Terror ausüben wollten.
Schon schrie es aus verschiedenen Richtungen: »Die verdammte Regierung ist schuld daran, daß das passiert ist! Da sieht man’s wieder mal, wie miserabel USBürger geschützt werden! Das läßt das Volk sich nicht länger gefallen, überrennt die Blauröcke.«

Auf der 23. Straße schoben sich Tankwagen mit Wasserwerfern vor. Der Inhalt dieser Tankwagen war sicher »mit Geschmack«, wie der Zusatz von Tränengas in der Polizeiumgangssprache hieß.

Die blauuniformierten New Yorker Polizisten waren übel dran. Sie waren verunsichert, sie wußten selber nicht, was eigentlich geschah, und Unruhen bahnten sich an. Keine beneidenswerte Situation. In einer knappen Stunde, kurz nach 17 Uhr, würde die Sonne versinken.

Dann begann die Zeit der Vampire.

Aus den Fenstern der Hochhäuser und Wolkenkratzer in der Umgebung schauten unzählige Menschen auf den Platz des verschwundenen Wolkenkratzers. Wir drängten uns zum Zentrum des Geschehens durch. Es war nicht leicht, es war sogar Schwerstarbeit.

Suko hatte die Spitze übernommen. Wie ein Panzerwagen bahnte er sich seinen Weg. Ich hielt mich knapp hinter ihm, den Einsatzkoffer hatte ich unterm Arm. Und Laurie Ball, die unbedingt dabeisein mußte, schubste mich von hinten.

Beschimpfungen hagelten auf uns nieder. Manchmal gab es auch einen Ellbogenstoß oder Rempler. Oder ein besonders heimtückischer Typ trat einem eins ans Schienbein.

»Sorry, Ladies, sorry, Gentlemen«, sagte Suko immer wieder. »Wir müssen durch, bitte lassen Sie uns durch!«

»Unverschämtheit!«

»Wir können auch nicht weiter vor!«

»Was bildest du gelber Schweinehund dir eigentlich ein?«

So oder ähnlich lauteten die Kommentare. Manche Zuschauer waren auf die Dächer haltender Wagen gestiegen, um besser sehen zu können. Auf der linken Straßenseite, von uns aus gesehen, zerbarst eine Schaufensterscheibe unter dem Druck der Menschenmengen. Es klirrte, Schmerzensschreie gellten.

Auf der Kreuzung und auch im Hintergrund flackerten Rotlichter und gellten Sirenen. Nicht mal die Ambulanz konnte in schnellem Tempo durch. Die sensationslustige Menge gaffte und schwatzte. Die Vermutungen, weshalb der Wolkenkratzer verschwunden war, umfaßten eine breite Skala.

Sie reichten von der Erprobung einer neuen Erfindung über das Wirken von Marsmenschen bis zu den unvermeidlichen Kommunisten, die sich wieder mal was ausgedacht haben sollten. Nur die Wahrheit, Schwarze Magie nämlich, vermutete anscheinend niemand.

Ein bärtiger Typ in meiner Nähe schrie: »Die Welt geht unter! Jetzt ist es soweit, ihr werdet alle mit euren Sünden zur Hölle fahren!«

Die Umstehenden lachten ihn aus. Jetzt gerieten wir ausgerechnet an eine Gruppe Chaoten, die einen Sprechchor gebildet hatten.

»Bullen fort! Bullen fort! Bullen fort!«

Wir bewegten uns am Rand der kompakten Gruppe, die aus Weißen

und Farbigen bestand. Ein dürres Girl mit viel zu weitem Parka fauchte Suko an.

»Du hast mich angefaßt, Schlitzauge!«

»Sie sollte mal was anderes lesen als den Hite-Report, Miß«, empfahl ihr der Chinese. »Bei dem Getümmel hier kreisen bei mir keine Hormone!«

Ihr Begleiter, ein breitschultriger Mulatte mit einem immensen Afrolook-Krauskopf, wollte Suko die Faust ins Gesicht schlagen. Doch Suko fing den Schlag ab und verdrehte ihm den Arm, daß er in die Knie ging.

Da wollte die ganze Meute über uns herfallen. Ich zog kurzerhand die Beretta und schoß zweimal in die Luft. Das hielt die Krawallmacher auf Abstand. Polizeipfeifen trillerten, ein Kordon von Polizisten mit Panzerwesten, Helmen mit Gesichtsschutz, Kunststoffschilden und Schlagstöcken rückten durch die Menge zu uns hin vor.

Sie sahen aus wie Wesen aus einer anderen Welt. Die Chaoten verkrümelten sich in der Menge.

»Wer hat geschossen?« fragte der Anführer des Polizeitrupps. »Ist jemand verletzt worden?«

Ich meldete mich.

»Ich habe die Schüsse abgegeben. Mein Name ist John Sinclair, ich bin im Sonderauftrag hier. Da ist mein Ausweis. Ich muß dringend zu Captain Don Hamilton.«

Die Augen hinter dem Plexiglasvisier begutachteten die Legitimation.

»Der Captain hält sich bei der fahrbaren Einsatzzentrale auf. Weiß der Teufel, was hier los ist. In New York brodelt es immer mal, doch daß ein ganzer Wolkenkratzer einfach verschwindet, das haben wir noch nicht erlebt.«

Wenige Minuten später stand ich Captain Hamilton neben dem Polizeibus gegenüber, der die Einsatzzentrale enthielt. Der bullige Captain mit dem kantigen Schädel kaute auf einem kalten Zigarrenstummel herum.

»Sie suche ich schon wie eine Stecknadel, Mann! Haben Sie denn die Radiodurchsage nicht gehört, die ich Ihretwegen durchgeben ließ? Das Gedrängel hätten Sie sich sparen können. Wenn Sie sich im Polizeihauptquartier gemeldet hätten, wären Sie per Hubschrauber hergeflogen worden.«

Er schnaubte heftig.

»Na, Hauptsache, Sie sind endlich da. Hallo, Miß Ball. Wer ist das?«

Ich stellte Suko vor. Hamilton nickte ihm zu.

»Was für eine Schweinerei ist hier im Gange, John?«

Ich reckte den Hals und schaute zu dem Platz hin, auf dem der Wolkenkratzer hätte stehen sollen. Aber da war nur das bereits erwähnte milchige Grau. Auch wenn ich den Kopf in den Nacken legte

und hoch hinaufschaute, sah ich nichts anderes.

»Von oben sieht es genauso aus«, erklärte mir der Captain. »Unsere Hubschrauberpiloten haben das gemeldet. Moment, John.«

Ein Uniformierter schaute aus der Seitentür des Einsatzwagens und winkte den Captain herbei. Don Hamilton verschwand für etwa zwei Minuten in dem Wagen und erschien dann wieder. Wir hatten Muße, uns umzublicken, wir befanden uns innerhalb des Sperrgürtels der Polizei.

Reporter drängten gegen den Sperring an und schossen ganze Batterien von Blitzlichtern ab, obwohl es doch eigentlich gar nichts zu sehen gab. Der Lärm der Menschenmenge und das Sirenengeheul hallten in der Häuserschlucht. Von oben dröhnte der Motorenlärm der Hubschrauber herunter.

Die Feuerwehr hatte hohe Leitern ausgefahren. Feuerwehrmänner stießen mit langen Stangen gegen die unsichtbare Barriere, die jedes Weiterkommen verhinderte.

Don Hamilton stand wieder vor mir.

»In wenigen Minuten wird ein Hubschrauber mit einem Sondereinsatzkommando an Bord auf dem Dach des Gebäudes zu landen versuchen. Vielmehr da, wo das Dach des Wolkenkratzers sein sollte. Verteufelte Situation. Sie haben meine Frage noch nicht beantwortet, was da eigentlich passiert ist, John?«

»Ich nehme an, der alte Montague und Asenath haben den Wolkenkratzer mit allem Drum und Dran durch Schwarze Magie in eine andere Dimension versetzt. Oder in eine Zwischendimension. Vielleicht kann ich die Barriere mit meinen Mitteln durchbrechen. Pfeifen Sie den Helikopter zurück, Captain. Das kann äußerst gefährlich werden, wenn er von oben in die magische Sphäre vorzustoßen versucht.«

»Dazu bin ich nicht befugt. Von unten haben wir schon versucht, in das Gebäude vorzustoßen, wo immer es auch sein mag. Aber die Barriere führt auch durch die Kanalisation. Über die Zufahrt zur Tiefgarage ist sowieso nichts zu machen. Was glauben Sie, was mit dem Hubschrauber passiert?«

»Das weiß ich nicht. Aber ich habe meine Befürchtungen.«

Don Hamilton versicherte mir noch einmal, daß er nichts ausrichten könne. Es blieb uns nur übrig abzuwarten. Ein gelber Helikopter senkte sich aus dem grauen Himmel herab. Fabrikat und Typ konnte ich nicht erkennen.

Alles starrte nach oben. Der Hubschrauber tauchte in den milchigen, mattgrauen Schimmer ein, so sah es von uns unten aus. Er verschwand, und nichts schien zu geschehen. Lange Sekunden verstrichen, dann plötzlich war eine Explosion zu hören, ein greller Feuerschein zuckte auf.

Die Menge schrie und drängte in panischer Angst zurück. Es gab etliche Verletzte. Doch die Furcht war grundlos, es regnete keine Trümmer, die magische Sphäre behielt sie. Captain Hamilton stürmte in den Einsatzbus, von dem aus er über Funk mit den anderen Helikoptern Verbindung aufnehmen konnte. Als er nach mehreren Minuten zurückkehrte, war er aschgrau im Gesicht.

»Der Hubschrauber ist mit dem Feuerblitz spurlos verschwunden«, sagte er. »Für den Piloten und die Männer vom Sonderkommando gibt es wahrscheinlich keine Rettung mehr.«

Er sah mich an. Ich schüttelte den Kopf. Diese Beamten hatten ihren Einsatz mit dem Leben bezahlt.

***

Kurz darauf standen Suko und ich vor der magischen Barriere. Laurie Ball war beim Einsatzbus zurückgeblieben. Captain Hamilton und zwei weitere hohe Polizeioffiziere beobachteten uns gespannt. Der Captain stand nur fünf Schritte hinter uns, die beiden anderen Männer waren weiter zurückgewichen.

Suko hielt meinen geöffneten Einsatzkoffer in den Händen. Auf den letzten Metern waren wir nur mit Schwierigkeiten vorangekommen. Es war, als hätten wir durch Sirup waten müssen. Eine unsichtbare Barriere hemmte uns jetzt, stahlhart und dennoch elastisch.

Wenn ich mit der Faust dagegen schlug, spürte ich den Schmerz in den Knöcheln, und meine Hand federte zurück.

»Das ist eine geschlossene Gesellschaft da drinnen, Suko«, sagte ich. »Auf unser Klopfen haben sie nicht reagiert.«

»Schreib doch mal mit der magischen Kreide ein Autogramm an die Wand«, forderte Suko mich auf. »Vielleicht können wir dann eintreten und den alten Montague und die höllische Asenath dorthin schicken, wo sie hingehören. Aber diesmal für immer.«

Normalerweise hätte Suko gesagt: ohne Rückfahrkarte. Aber daß vor unseren Augen der Hubschrauber verunglückt war, wobei mehrere Menschen den Tod fanden, bedrückte uns. Da schränkten wir unsere Späße ein.

Ich nahm eine aus Tierfetten gefertigte weiße Kreide und eine goldfarbene aus dem Etui. Damit malte ich ein Kreuz und einige kabbalistische Zeichen auf die unsichtbare Barriere. Obwohl das mit den physikalischen Gesetzen nicht vereinbar war, hafteten die Zeichen und traten deutlich hervor.

Ich fügte das Hieroglyphenzeichen für Öffnen hinzu. Ich war kein Magier, kein Weißer und schon gar kein Schwarzer. Doch gewisse Grundkenntnisse hatte ich mir in meinem Metier aneignen müssen. Jetzt holte ich mein silbernes Kreuz aus dem mit rotem Samt ausgelegten Koffer und preßte es gegen die magische Barriere.

Das langschenkliche Silberkreuz haftete, wie magnetisch angezogen. Es wurde so glühend heiß, daß ich mir die Finger verbrannte. Ich riß sie fort. Ein Zischen ertönte, es hörte sich bedrohlich an.

Ich trat einen Schritt zurück und zog das Kreuz, das ich um den Hals hängen hatte, unterm Hemd hervor. Es war mit Zeichen und Hieroglyphen von mir noch unbekannter Bedeutung versehen und hatte eine besondere Macht, von der ich mir auch jetzt etwas versprach.

Dieses Kreuz hob ich hoch empor. Der alte Ali Baba hatte seinerzeit Sesam, öffne dich! gerufen. Ich begnügte mich mit den Worten: »Tu dich auf!« Wenn mein Wunsch sich erfüllte, würde ich Schlimmerem gegenüberstehen als vierzig Räubern.

Das silberne Kreuz in meiner Hand begann hell zu strahlen. Ich hörte den Lärm der Menge wie ein fernes Brausen, das Sirenengeheul und alles andere waren weit weg.

»Wirf eine gnostische Gemme gegen die Barriere, Suko!« forderte ich meinen Freund und Helfer auf.

Der Chinese nahm sofort eine Jadegemme aus dem Koffer, wog sie einen Augenblick in der Hand und schleuderte sie dann mit einer fernöstlichen Beschwörung. Die Gemme prallte gegen die Barriere, und im gleichen Augenblick ertönte ein gewaltiger Donnerschlag.

Eine unsichtbare Kraft riß mich von den Beinen. Ich flog zurück und rollte über den Boden, wobei ich mich mehrmals überschlug. Auch Captain Hamilton und die beiden Polizeioffiziere in seiner Nähe fielen wie die Kegel um.

Suko aber stürzte nicht, ihn erwischte es schlimmer. Eine glühende Öffnung entstand von einer Sekunde zur andern in der unsichtbaren Barriere, ein Fauchen und Brausen mischte sich in den Widerhall des Donnerschlages.

Eine Flammenzunge zuckte vor, erfaßte den erstarrt dastehenden Suko und ließ ihn aufschreien. Suko brach auf der Stelle mit brennenden Kleidern zusammen. Die Feuerzunge erlosch wieder, die rotglühende Öffnung verschwand binnen Sekunde.

Entsetzte Aufschreie ertönten von den Polizisten und Zuschauern. Ich sprang auf, das silberne Kreuz hatte ich nicht verloren. Mit dem Kreuz in der Hand lief ich zu Suko hin, der benommen war und stöhnte, und zog ihn einige Meter weit zurück.

Dann rollte ich meinen chinesischen Freund über den Boden, um die Flammen zu ersticken, die seine Kleidung verzehrten. Captain Don Hamilton eilte mir zu Hilfe, und bald glimmten und rauchten Sukos Kleidungsstücke nur noch.

»Bist du verletzt, Suko?« fragte ich.

»Nur ein wenig angesengt, John«, antwortete der Chinese. Sein ohnehin spärliches Haar war stellenweise verkohlt, die Augenbrauen

versenkt. An einigen Stellen schälte sich die Haut.

»Allerdings.«

Captain Hamilton rief nach einer Ambulanz. Schon eilten zwei Sanitäter und ein Notarzt im Laufschritt mit einer Tragbahre herbei. Trotz seiner Proteste legten sie Suko darauf. Die Sanitäter transportierten ihn ab.

Reporter und Zuschauer bemühten sich vergebens, die Sperrkette der Polizei zu durchbrechen. Erregte Kommentare wurden laut.

Die beiden Polizeioffiziere, die wie Captain Hamilton und ich niedergestürzt waren, hielten sich in achtungsvoller Entfernung. Der Notarzt schaute sich meine Hände an.

»Sie werden ein paar Brandblasen kriegen«, sagte er. »Fahren Sie gleich mit zum Hospital, dann gebe ich Ihnen eine Salbe.«

»Ich komme später vorbei. Um welches Hospital handelt es sich?«

»Um das Bellevue-Krankenhaus. Fragen Sie nach der Unfallstation. Mein Name ist Blake, Dr. Blake.«

»Okay, Doc. Mein Freund ist doch nicht schwer verletzt?«

»Nein, er hat nur leichte Brandwunden davongetragen. Vermutlich auch einen Schock. Was, um Gottes willen, ist da eigentlich passiert?«

»Das wüßte ich auch gern«, sagte ich, denn ich hatte keine Lust, dem Arzt lange Erklärungen abzugeben.

Captain Hamiltons Hände waren zwar geschwärzt, aber verbrannt hatte er sie sich nicht. Als der Doc zum Ambulanzwagen marschierte, in den Suko bereits eingeladen worden war, wandte Hamilton sich an mich.

»Was machen wir jetzt, John?«

»Ein dummes Gesicht«, brummte ich und klopfte mir den Schmutz von der Kleidung. »Im Moment weiß ich auch nicht weiter.«

Das silberne Kreuz steckte in meiner Tasche. Ich begann, den Inhalt meines Einsatzkoffers, den Suko hatte fallen lassen, vom Boden aufzuklauben. Beschädigt worden war nichts.

Sorgenvoll sah ich in das trübe, milchige Grau vor mir. Der alte Montague und Asenath hatten diese Runde klar gewonnen. Ich konnte noch froh sein, daß Suko und mir nicht mehr passiert war.

***

Wie ein rotglühender Ball versank die Sonne hinter den Hochhäusern von Jersey City. Industrieschornsteine und die Anlagen einer Raffinerie zeichneten sich tiefschwarz wie Scherenschnitte gegen den rotglühenden Himmel mit den dunkleren Wolken darin ab.

Die Dämmerung begann, und mit dem Untergang des Tagesgestirns brach die Zeit der Vampire an. Frank Harper und Linda Maitland hielten sich in einem Einzelzimmer im zweiten Stock im Rekonvaleszenten-Trakt auf. Sie waren allein, sie hatten sich sehr viel

zu sagen.

Eng umschlungen saßen sie auf dem Bett. Am Fenster hingen ein hölzernes Kruzifix und zwei Knoblauchketten. Auch die Tür war mit gebündelten Knoblauchzehen, einem Kranz von Knoblauchblüten und einem Kreuz gesichert. Ein weiteres Kreuz hing an der Wand über dem Bett.

Es wurde schon dämmrig im Zimmer, aber die beiden jungen Leute bemerkten es nicht.

»Endlich bin ich frei von dem unheilvollen Bann, Linda«, sagte Frank Harper. »Jetzt wird uns nichts mehr auseinanderbringen. Ich liebe dich, Darling, mehr als alles andere auf der Welt.«

Frank küßte Lindas rote Lippen.

Als sie sich wieder voneinander lösten, sagte das Mädchen: »Noch ist die Gefahr nicht beseitigt. Dein dämonischer Vorfahr und die Hexe Asenath treiben nach wie vor ihr Unwesen.«

Die beiden wußten noch nichts von dem Verschwinden des Wolkenkratzers. Sie hatten sich nur füreinander interessiert.

»John Sinclair wird die beiden Ungeheuer vernichten«, sagte Frank Harper. »Ich mache mir die größten Vorwürfe, daß ich sie zum Leben erweckt habe. Hoffentlich können ihre Opfer gerettet werden.«

»Es war nicht deine Schuld, Frank«, sagte das schwarzhaarige Mädchen. »Du befandest dich in Montagues Bann, du warst von ihm besessen. Niemand kann dir etwas vorwerfen.«

Frank seufzte.

»Mein Gewissen plagt mich trotzdem.«

»Denk nicht daran«, flüsterte Linda und schmiegte sich an ihn. »Küß mich!«

Der Rest war Liebesgeflüster. Immer dunkler wurde es draußen, überall brannten schon die Lichter. An der Ecke 24. Straße – Dritte Avenue tat sich etwas. Aus dem trüben grauen Schemen, das die Polizei abriegelte und mit Scheinwerfern anstrahlte, lösten sich schwarze Schatten.

Riesige Fledermäuse mit rotglühenden Augen waren es, die aus den obersten Stockwerken schossen. Von unten unbemerkt, wurden sie von den Hubschrauberbesatzungen registriert. Niemand konnte die Vampire aufhalten, die ins nächtliche New York ausschwärmten, um ihre grausige Jagd zu beginnen.

Der Pilot und der CoPilot eines Sikorsky-S-16-Hubschraubers der Stadtpolizei sahen zwei Vampirfledermäuse mit einer Flügelspannweite von über zwei Metern direkt vor der Frontscheibe. Mit aufgerissenen Mäulern, in denen nadelspitze weiße Zähne blitzten, attackierten die zwei Blutsauger den gelben Helikopter.

Ihre spitzen, schrillen Schreie durchdrangen den Motorenlärm.

»Was jetzt, Phil?« fragte der Pilot Stuart Andrews seinen CoPiloten

Phil Roscoe.
»Laß den Copter absacken!« schlug der vor. »Dann geraten die Biester in die Flügelschraube!«
»Okay!«
Andrews kuppelte einen Hebel aus und stieß einen andern jäh nach vorn. Der Hubschrauber sackte ab wie ein Stein, die Vampire entschwanden nach oben. Pilot Andrews flog eine elegante Schleife und kehrte wieder zurück. Der starke Scheinwerfer an der Frontseite des Helikopters strahlte in die Nacht.
Von den zwei Vampiren sahen die beiden Männer nichts mehr, doch weiter entfernt flatterten tiefschwarze Schatten.
»Ob wir sie erwischt haben?« fragte Phil Roscoe.
Da drang es wie ein nebelartiges Gas durch den Türspalt auf der Seite des CoPiloten. Binnen Sekunden entstand eine Nebelwolke, in der glimmende Funken tanzten. Aus der Nebelwolke materialisierte sich ein kräftig gebauter Mann mit schwarzer Lederjacke.
Er hockte neben dem CoPiloten, den er von seinem Platz verdrängte. Er hielt Phil Roscoe gepackt. In seinem aufgerissenen Mund unter der Hakennase bleckten lange, dolchspitze Eckzähne.
Der CoPilot wehrte sich verzweifelt. Doch seine Faustschläge erzielten keine Wirkung, der Vampir war stärker als er. Phil Roscoe schrie aus Leibeskräften.
»Stuart, Stuart, so hilf mir doch! Er beißt mich! Er… ahhhh!«
Sein Schrei brach mit einem Gurgeln ab, das jählings verstummte. Stuart Andrews konnte dem Unglücklichen nicht helfen. Jetzt rächte es sich, daß die Hubschrauberpiloten wie auch das Gros der übrigen eingesetzten Sicherheitskräfte nur ungenaue Informationen erhalten hatten.
An Bord des Hubschraubers befanden sich weder ein Kreuz, noch ein Vampirpflock, Weihwasser oder Knoblauch. Dem Piloten brach der kalte Schweiß aus. Er wollte seine Maschine so schnell wie möglich landen, auf dem Dach des nächsten Wolkenkratzers, der über einen Hubschrauberlandeplatz verfügte.
Doch während der Sikorsky-Helikopter durch die Lüfte dröhnte, war es um den CoPiloten schon gesehen. Der Biß des Vampirs hatte ihn in eine willenlose Kreatur verwandelt, die dem Blutsauger Untertan war.
Auch auf der andern Seite zischte jetzt ein Nebel mit darin tanzenden Funken herein. Ein zweiter Vampir entstand, er lag halb über dem Piloten. Stuart Andrews brüllte vor Entsetzen, als er den Steuerknüppel loslassen mußte. Der Helikopter begann zu wackeln und senkte sich rasch.
Er steuerte genau auf den Fernsehsendemast auf dem Dach des Empire State Buildings zu. Doch da ergriff der CoPilot über die Simultansteuerung die Initiative. Er legte das Höhenruder um, gab Gas

und packte den Steuerknüppel. Im letzten Moment gelang es ihm, dem Sendemast auszuweichen, er zog den Helikopter steil nach oben.

Stuart Andrews, der Pilot, war bereits nicht mehr bei klarem Bewußtsein. Der Vampir hatte ihn überwältigt. Andrews und Roscoe waren zwei der ersten Opfer von Montagues und Asenaths Schar.

Die beiden hatten sich getrennt. Montague flog in Gestalt einer Riesenfledermaus über den Wolkenkratzern von Manhattan quer über die Upper Bay nach Richmond hinüber. Er ließ sich vom Nachtwind tragen, er hatte Zeit. Montague war wie berauscht. Er fühlte sich bereits als Sieger, nichts konnte ihn aufhalten.

Ihm schwebte etwas besonders Teuflisches vor. Er wollte sich an seinem Nachfahren Frank Harper rächen, weil er bei John Sinclair und Suko geplaudert hatte. Zwar konnte Frank nichts dazu, doch das interessierte Montague nicht. Der junge Mann sollte leiden, schlimmer denn je.

Montague erreichte die Nervenklinik am Huguenot Park. Er schraubte sich tiefer, mit untrüglichem Instinkt spürte er, in welchem Gebäude sich Frank Harper aufhielt. Lautlos schwebte die riesige Fledermaus vor das Fenster. Der Vampir hielt sich außerhalb des Lichtbereiches.

Frank Harper lag auf dem Bett und rauchte eine Zigarette. Linda Maitland saß neben ihm und beugte sich über ihn. Die jungen Leute hatten das Licht eingeschaltet, den Rolladen aber nicht heruntergelassen. Montague konnte leicht ins Zimmer sehen.

Die Eisengitter vor dem Fenster hätten ihn nicht abgehalten, wohl aber das Kreuz und die Knoblauchzehen. Das Zeichen des Guten ließ den Vampir erbeben, er unterdrückte einen wütenden Aufschrei.

Doch er fand rasch eine Möglichkeit, seinen Plan in die Tat umzusetzen. Er hatte gehofft, daß Linda Maitland bei Frank Harper geblieben wäre.

Montague flog höher und schwebte über den Klinikgebäuden. Er sah alles, was sich auf dem Gelände abspielte. Er sah auch, wie ein große, hagere Frau das Verwaltungsgebäude verließ und zum Parkplatz ging. Es war Miß Tippington, die Vorzimmerdame und Sekretärin des Klinikleiters, die ihren Dienst beendet hatte.

Miß Tippington trug kein Kreuz bei sich, entgegen der Anordnung von Dr. Ruben Lorrimer. Doch Audrey Tippington war eine überzeugte Atheistin. Sie sah in der Anweisung ihres Chefs lediglich eine Überspanntheit. Dr. Lorrimer hatte sich dem Klinikpersonal gegenüber nicht klar genug ausgedrückt.

Von Vampiren erzählen mochte er nicht. Er hatte lediglich von ungewöhnlichen Umständen und Gefahren gesprochen, die durch das Kreuz abgewiesen werden könnten. Miß Tippington trug eine Dose Tränengasspray in ihrer Handtasche, darauf vertraute sie mehr.

Ihre Blockabsätze klapperten auf den Zementplatten. Sie holte die Autoschlüssel aus der Handtasche und wollte gerade die Fahrertür ihres Buick Skylark aufschließen. Da flog sie ein Schatten an, spitze Krallen bohrten sich in ihren Hals, der Ansturm des Vampirs riß sie von den Beinen.

Miß Tippington kam nicht einmal dazu, einen Schrei auszustoßen. Montagues Biß verwandelte sie in seine Sklavin, binnen Sekunden war die Metarmophose vollzogen. Aus Audrey Tippington wurde eine Dienerin der Finsternis.

Montague las in ihrem Gehirn, was er an Wissen brauchte. Im Nu kannte er sich in der Klinik ebensogut aus, wie Audrey Tippington, die schon seit zwölf Jahren hier arbeitete. Er schickte sie los; seinen Weisungen gehorchend, kehrte die Frau ins Verwaltungsgebäude zurück.

Mit mechanischen Bewegungen glättete sie ihr Haar und ordnete die Kleidung. Von den beiden winzigen Wunden am Hals abgesehen, war nichts Ungewöhnliches an ihr zu bemerken. Höchstens, daß ihre Bewegungen etwas steifer waren als sonst, der Blick ihrer grauen Augen stumpf.

Miß Tippington stieg die Treppe hoch und ging an ihren Arbeitsplatz. Hinter der Milchglasscheibe der Tür, die zur Dr. Lorrimers Büro führte, brannte Licht, der Chef war also in seinem Allerheiligsten.

Ein böser Schimmer glomm in Audrey Tippingtons Augen. Sie spürte Montagues Nähe körperlich, sie verursachte ihr wohlige Schauer. Der Klinikkorridor lag verlassen. Miß Tippington klopfte an Dr. Lorrimers Tür. Der Psychiater saß hinter seinem Schreibtisch, in Gedanken versunken. Ein Kreuz lag vor ihm auf dem Schreibtisch, in der Hand hielt er einen spitzen Holzpflock.

Dr. Lorrimer hatte den tragbaren Fernseher in seinem Büro eingeschaltet. Er sah gerade eine Reportage, bei der es sich natürlich um den verschwundenen Wolkenkratzer handelte. Das Bild zeigte die Menschenmenge, die Sperrkette der Polizei und im Hintergrund das milchige graue Schemen, das die Lichtstrahlen der darauf gerichteten Scheinwerfer schluckte.

Der Reporter gab seinen Kommentar, der aber nur darauf hinauslief, daß er keine Ahnung hatte, was sich da abspielte. Dr. Lorrimer schüttelte den Kopf. Das war ein verrückter Tag heute. Wenn ihm jemand noch gestern so etwas erzählt hätte, hätte er ihn gleich in die Abteilung für die schweren Fälle eingewiesen.

Als es klopfte, blickte der Psychiater auf.

»Ja, bitte?«

Miß Tippington schaute herein, wobei sie vermied, das Kreuz auf dem Schreibtisch anzusehen.

»Dr. Lorrimer, ich hätte gern noch einige Unterschriften von Ihnen.

Für den Bericht an das Gesundheitsamt unter anderem.«

»Nanu, den wollten Sie doch am Montag schreiben. Weshalb sind Sie überhaupt noch hier? Ich dachte, Sie wären schon gegangen?«

»Nein, Dr. Lorrimer. Würden Sie jetzt bitte kommen?«

Der baumlange Psychiater nickte, erhob sich und schaltete den Fernseher ab. Er schritt aus seinem Büro auf den Korridor. Miß Tippingtons Arbeitsplatz befand sich rechts neben der Etagentür. Dr. Ruben Lorrimer hielt unbewußt noch den Vampirpflock in seiner Hand. Sein linker Mundwinkel zuckte nervös.

»Äh ja«, sagte er zu sich selbst und sah auf seine Armbanduhr. »Dieser Mister Sinclair könnte sich eigentlich bald melden.«

Er wußte, daß der verschwundene Wolkenkratzer mit dem Gebäude identisch war, in dessen Kellerräumen Frank Harper Montague und Asenath wiedererweckt hatte. Dr. Lorrimer fragte sich, wie das alles zusammenpaßte, er kannte sich mit derlei Dingen nicht aus und fühlte sich vollständig überfordert.

Als er die Korridorecke passierte, sah er aus dem Augenwinkel eine hochgewachsene Gestalt mit schwarzem Umhang, die an die Wand gepreßt dastand. In den tiefliegenden Augen schimmerten glimmende Funken. Dr. Lorrimer erschrak heftig.

Noch bevor er seine Schrecksekunde überwunden hatte, stürzte sich Montague auf ihn. Sein Modergeruch drang dem Psychiater in die Nase, der stählerne Griff und die dämonischen Augen zwangen Ruben Lorrimers Widerstand nieder. Der Psychiater kämpfte gegen den lähmenden Einfluß des Schrecklichen an, doch vergebens. Montague hielt sein rechtes Handgelenk eisern umklammert, Dr. Lorrimer konnte den Holzpflock nicht einsetzen. Das Kreuz hatte er unglücklicherweise auf seinem Schreibtisch liegenlassen.

Es war ein groteskes und zugleich schauriges Bild, wie der Vampir an dem zwei Meter und zehn langen Dr. Lorrimer hing.

Miß Tippington betrachtete die Szene mit verzücktem Gesichtsausdruck.

»Beiß ihn, Meister«, flüsterte sie heiser, und Wonneschauer überrieselten sie. »Pflanz ihm den magischen Keim ein, großer Montague, König der Vampire!«

Dann war auch Dr. Ruben Lorrimer ein vampirischer Sklave geworden. Mit glasigem Blick stand er da, seine Arme hingen schlaff herab. Der Vampirpflock lag am Boden, Montague kickte ihn in die Ecke. Montague brauchte keine Worte, um ihm zu befehlen: »Jetzt rufst du übers Haustelefon Linda Maitland in dein Büro, wo ich sie erwarten werde. Ihr Blut soll mich laben, mein Kuß wird sie in einen echten Vampir verwandeln. Das ist die Strafe, die ich Frank Harper zugedacht habe. Das wird ihn mehr treffen als alles andere.«

***

Ich hatte mir den Weg zum Bellevue Hospital gespart und mir vom Polizeiarzt eine Brandsalbe für meine Hände geben lassen. Jetzt saß ich mit Captain Don Hamilton in einem Konferenzraum des Polizeihauptquartiers in der Centre Street in Manhattan. Es war 19.45 Uhr.

Verschiedene alarmierende Meldungen von unheimlichen Vorfällen waren eingetroffen. Doch die Vampire nutzten die Dunkelheit aus. Im Lichtmeer von Manhattan gab es genügend Schatten. Da waren Seitenstraßen, finstere Parks, Einfahrten und Hinterhöfe, abgelegene Ecken, in denen das Böse sich verbergen konnte.

Die Blutsaugerbrut blieb im Dunkeln.

Der Commissioner, Vertreter der Stadtverwaltung und leitende Polizeioffiziere debattierten erregt, ob ein Großalarm gegeben werden sollte. Die Presse überschlug sich fast, doch die Reporter der Massenmedien hatten die Wahrheit noch nicht erfahren.

Man wollte eine Massenpanik vermeiden. Außerdem fiel es den leitenden Persönlichkeiten selber schwer genug, die Tatsachen zu akzeptieren. Vampire, das war etwas, was sie bisher nur vom Film und aus Gruselromanen kannten.

Die tollsten Hypothesen über den verschwundenen Wolkenkratzer kursierten. Die Meldung war inzwischen im ganzen Land verbreitet worden, stieß aber überall auf Unglauben.

Ich saß am Konferenztisch, trank schwarzen Kaffee, rauchte und hörte mir das Gerede an. Mir war schon klar, daß die Debatten so schnell nicht enden und zu keinem konkreten Ergebnis führen würden.

Ein Polizeibeamter in Zivil eilte herein und wandte sich an den Polizeichef.

»Sir, der Senator des Bundesstaates New York verlangt eine Aufklärung über die Geschehnisse. Sofort!«

»Sagen Sie ihm irgend etwas! Ich habe den verdammten Skyscraper doch nicht weggezaubert!« wütete der Polizeichef. »Erzählen Sie dem Senator von mir aus, es wäre die Knusperhexe gewesen.« Als der Beamte abmarschieren wollte, rief der Commissioner ihm nach. »Halt! Teilen Sie dem Senator mit, daß wir nach wie vor vor einem Rätsel stehen, die Lage aber unter Kontrolle haben.«

Es dauerte nur zwei Minuten, dann eilte der nächste Beamte ins Konferenzzimmer.

»Sir, ein Fernschreiben vom Pentagon!«

Der Commissioner las. Das Pentagon sollte die gleiche Antwort erhalten, wie der Senator.

»Reporter von Presse, Rundfunk und Fernsehen verlangen dringend nach einer Pressekonferenz?« erinnerte der Beamte.

»Schicken Sie ihnen den Pressereferenten.«

»Mister McKilby weiß nicht, was er sagen soll, Sir.«

»Dann soll er sich etwas einfallen lassen. Wofür, zum Teufel, bezieht er eigentlich sein Gehalt? Ist bei dem verschwundenen Wolkenkratzer inzwischen etwas vorgefallen?«

»Nein, Sir. Der Verkehr ist blockiert, die Menschenmenge harrt aus. Limonadeverkäufer machen einen enormen Umsatz. Die Polizeisperrkette riegelt das Grundstück nach wie vor ab.«

»Okay, okay.«

Ich wußte, daß ich die unsichtbare Barriere nicht durchdringen konnte. Obwohl ich mir den Kopf zermarterte, fiel mir keine Möglichkeit ein, um Montague und Asenath zu stellen und zu vernichten. Sie würden mir ausweichen, bis ihre Vampirschar so gewaltig angewachsen war, daß ich nichts mehr ausrichten konnte.

Und doch mußte es einen Weg geben!

Die Konferenz dauerte an. Ich hatte gleich zu Anfang die Sachlage geschildert. Aber die Herren konnten sich nicht einig werden, ob sie die New Yorker offiziell vor Vampiren warnen oder auch nur die Polizisten mit Kreuzen, Weihwasser und Vampirpflöcken ausgerüstet in den Einsatz schicken sollten.

Der alte Montague hätte an dieser Konferenz seine helle Freude gehabt.

Als das Telefon klingelte, nahm ein junger Polizeioffizier ab. Er legte den Hörer zur Seite, nachdem er wenige Worte gesprochen hatte, und wendete sich an mich.

»Für Sie, Mister Sinclair.«

Ich drückte die Zigarettenkippe aus und ging zum Ecktisch, auf dem drei Telefone standen. Frank Harper meldete sich, als ich meinen Namen nannte. Er war so aufgeregt, daß ich ihn kaum verstehen konnte.

»Mister Sinclair, Mister Sinclair, etwas Entsetzliches ist geschehen. Sie… sie haben sie. Oh, diese Ungeheuer, wenn ich sie nur alle umbringen könnte. Es ist meine Schuld… Ich weiß nicht mehr weiter…«

»Beruhigen Sie sich, Frank! Wer hat wen, und was ist geschehen?«

Jetzt erfuhr ich die grausige Wahrheit. Linda Maitland war von Montague gebissen und zu einem Vampir gemacht worden. Frank Harper hatte zwei riesige Fledermäuse vor dem Fenster seines Zimmers gesehen. Mit den Gesichtern Montagues und Linda Maitlands.

Und Lindas Stimme hatte höhnisch zu ihm gesprochen.

»Du jämmerlicher Wurm, sagte sie zu mir«, schilderte Frank mir, von Schluchzen unterbrochen, am Telefon. »Ich bin ein Geschöpf der Nacht, meine ganze Liebe und Verehrung gehören dem großen Meister Montague, dem König der Vampire! Für dich ist kein Platz in Vampyrodam, du Armseliger, du sollst jämmerlich zugrunde gehen!«

Ich unterdrückte einen Fluch.
»Ich komme sofort, Frank«, sagte ich. »Bleiben Sie in der Nervenklinik.«
Bevor ich weiter im Konferenzsaal dem fruchtlosen Gerede zuhörte, wollte ich lieber in der Nervenklinik in Richmond etwas zu erreichen versuchen. Ich legte auf und informierte Captain Don Hamilton.
Er erhob sich sofort.
»Gehen wir«, sagte er. »Vielleicht können wir in Richmond etwas erreichen. Mir schmerzen schon die Ohren von dem Gequassel hier.«
Er meldete sich beim Commissioner ab. Ich packte meinen Einsatzkoffer, der unter meinem Stuhl gestanden hatte, und wir marschierten hinaus. Der Fahrstuhl brachte uns nach unten. Ein Patrolcar, ein blauweißer Streifenwagen der New Yorker Stadtpolizei, wartete bei der Fahrbereitschaft des Polizeihauptquartiers auf uns.
Die Einsatzleitung an der Ecke Dritte Avenue – 24. Straße hatte ein Dezernatsleiter vom Polizeihauptquartier übernommen. Ein schlanker Detective Ersten Grades mit Namen Sam Thorpe und der bierbäuchige Polizeisergeant McCandle saßen vorn im Streifenwagen.
Als wir anrückten, ließ McCandle eilig eine Dose unter dem Sitz verschwinden. Wir stiegen hinten ein.
»Hauchen Sie mich nur nicht mit Ihrer Colafahne an, McCandle«, sagte der Captain grimmig. »Ich wußte übrigens noch gar nicht, daß Coca-Cola in Brauereien hergestellt wird.«
»Sir«, antwortete der altgediente Sergeant, »das ist eine Ausnahmesituation. Wenn ich gegen Vampire antreten muß, muß ich meine Nerven stärken. Anders bin ich dem Streß nicht gewachsen.«
»Der Vampir, der Sie beißt, handelt sich eine Alkoholvergiftung ein. Thorpe, wir fahren nach Richmond, zu der Nervenklinik von Dr. Ruben Lorrimer.«
Detective Thorpe und Sergeant McCandle waren über die Tatsachen informiert. Wir fuhren gerade vom Hof auf die Centre Street, als ein Mann vor dem Polizeihauptquartier aus einem Taxi ausstieg. Obwohl sein Gesicht und seine Hände bandagiert waren, erkannte ich ihn. Es war kein anderer als mein Freund und Kampfgefährte Suko.
Ich ließ Thorpe anhalten und stieg aus. Suko schaute mir entgegen, sein Mund verzog sich zwischen den weißen Binden zu einem Grinsen.
»Hallo, John. Ich erfuhr, daß du hier im Polizeihauptquartier bist und wollte mal nach dem Rechten sehen.«
Suko hatte Mühe, mit seinen verbundenen Händen das Kleingeld aus der Tasche zu fischen. Ich bezahlte den Taxifahrer.
»Bist du das, Suko, oder habe ich Ramses' Mumie vor mir?«
»Ich bin's, John. Bevor du fragst, will ich dir gleich sagen, daß ich im Hospital ausgerissen bin. Diese Armleuchter wollten mich mit Beruhigungsspritzen für mindestens vierundzwanzig Stunden stillegen.

Aber ich überwältigte den Pfleger, der mir die Spritze verpassen sollte. Ich gab sie ihm, nahm mir seine Kleider und zog ihm mein Krankenhausnachthemd an. Jetzt liegt er in dem für mich vorgesehenen Krankenbett und schnarcht sich eins.«

»Du bist unverbesserlich. Du mußt doch schon vorher, vor und während der Behandlung, schmerzstillende und beruhigende Mittel erhalten haben?«

»Ich bin okay und einsatzbereit. Wegen ein paar Verbrennungen ersten und zweiten Grades lege ich mich doch nicht ins Bett. An den Dauertropf wollten sie mich auch noch hängen. Jetzt erhält die Matratze eine Tropfinfusion.«

Suko war nicht davon abzuhalten, uns zu begleiten. Ich nahm ihn schließlich mit, gezwungenermaßen. Über den Polizeifunk hörten wir ständig die neuesten Meldungen. In Harlem waren Unruhen ausgebrochen. Die Neger behaupteten, daß Nachtgeister und Blutsauger sie gefährdeten.

»Da ist wieder mal der Teufel los«, brummte Captain Hamilton, womit er fast recht hatte.

Die Autofähre brachte uns binnen zwanzig Minuten nach Richmond hinüber. Vom Wasser her war die nächtliche Skyline von Manhattan mit den erleuchteten Wolkenkratzern und den vielen Lichtern ein imposanter Anblick. Doch hinter dieser hellen Fassade lauerte das Grauen.

Mein Leihwagen stand immer noch eingekeilt auf der Dritten Avenue. Laurie Ball hatte ich abgeschüttelt. Sie wartete im Polizeirevier von Captain Hamilton. Bei aller Freundschaft war es mir nicht möglich, sie weiter mitzunehmen, denn im Kampf gegen die Vampire geriet sie nur in Gefahr und war mir keine Hilfe.

Suko hatte auf dem Rücksitz des Streifenwagens Platz genommen. Ich saß eingekeilt zwischen Captain Hamilton und dem bandagierten Suko. Viel Bewegungsfreiheit blieb mir nicht zwischen den beiden Schwergewichten.

Bei der Nervenklinik angelangt, stoppte Detective Thorpe den Wagen, stieg aus und meldete uns über die Sprechanlage an. Wenig später öffnete sich das schmiedeeiserne Gittertor der Einfahrt. Wir fuhren zum Verwaltungsgebäude. Das Gelände lag völlig verlasen, doch in den Gebäudetrakten brannte Licht.

Ich verteilte Kreuze und gab Suko die Druckluftpistole. Der Captain erhielt den Silberdolch, Detective Thorpe und Sergeant McCandle bewaffneten sich mit je einem Holzpflock.

McCandle wog seinen Pflock in der Hand.

»Wenn mir so ein Reserve-Dracula über den Weg läuft, dann kann er etwas erleben. Mit Archibald Fitzsimmons McCandle ist nicht zu spaßen. Captain, dürfte ich vielleicht noch einen Schluck von meiner

Cola nehmen? Meine Nerven beginnen schon wieder zu flattern.«
»Ich sehe nicht hin, McCandle.«
Der Sergeant stieg als letzter aus dem Streifenwagen. Ich sah ihn eine leere Dose Budweiser Bier ins Gebüsch schleudern. Daß in der Klinik alles so verlassen war, erschien mir verdächtig. Die ganze Atmosphäre warnte mich.
»Die Kreuze einstecken und die Waffen verbergen!« mahnte ich. »Wir gehen zunächst ins Verwaltungsgebäude.«
Sergeant McCandle zog einen Kranz von Knoblauchblüten und -zehen aus der Tasche seiner Uniformjacke und hängte ihn sich um den Hals. Er rieb seine rötliche Knollennase.
»Meine Nase juckt. Das riecht mir nach einer Falle.«
»Wir werden sehen«, sagte ich, »vorwärts!«
Die Korridore im Verwaltungsgebäude waren gähnend leer. Wir stiegen die Treppe hinauf in den ersten Stock. Ich wollte zum Klinikleiter Dr. Ruben Lorrimer. Als ich die Etagentür öffnete, die Hand am Griff der Beretta, saß Miß Tippington, der Vorzimmerdrachen, an ihrem Tisch hinter der Schreibmaschine und fixierte uns.
Ihr Gesicht war starr, in ihren Augen funkelte es.
»Einen Augenblick«, sagte sie mit hohler Stimme. »Ich rufe Dr. Lorrimer gleich.«
Statt über die Gegensprechanlage zu sprechen, stand sie auf. Wir warteten zu fünft im Korridor. Da wirbelte die Sekretärin plötzlich herum und stieß einen markerschütternden Schrei aus. Sofort flogen vier Türen am Korridor auf, und Männer und Frauen stürmten durch die Pendeltür hinter uns herein.
Sie kreischten und fauchten. Alle hatten sie Vampirzähne. Der baumlange Dr. Lorrimer trat aus seinem Büro. Er trug seinen weißen Kittel, die grünliche Brille aber hatte er abgesetzt.
Eine dämonische Veränderung war mit ihm vorgegangen. Er deutete mit der rechten Hand auf uns.
»Ergreift sie! Macht sie fertig!«
Die vampirischen Diener stürzten sich kreischend auf uns. Ich riß das Kreuz unterm Hemd hervor, auch meine Begleiter erhoben ihre hölzernen Kreuze. Die Vampire brüllten auf. Sie wandten die Gesichter ab, bedeckten die Augen mit dem Unterarm oder mit den Händen und wichen zurück.
Auch Dr. Lorrimer vermied es, die Kreuze anzusehen.
»Vorwärts!« kommandierte er. »Erledigt sie!«
Sergeant McCandle zeigte seinen Vampirpflock.
»Soll ich die Brüder mal ordentlich pieken, Mister Sinclair?«
Ich wußte nicht, was echte Vampire und was vampirische Diener waren. Auf jeden Fall hatten wir lauter bedauernswerte Geschöpfe vor

uns, die gegen ihren Willen Opfer des alten Montague und der teuflischen Asenath geworden waren.

Ich wollte sie weder umbringen noch ernsthaft verletzen. Meinen Einsatzkoffer hielt ich in der linken Hand. Ich öffnete ihn rasch und zog eine Weihwasserampulle hervor, als die vampirische Schar langsam näherschlich. Das Silberkreuz hing um meinen Hals. Mit raschem Griff brach ich das Oberteil der Ampulle an der vorgegebenen Stelle ab.

»Im Namen des Lichts, im Namen des Guten«, rief ich und besprengte die Vampirschar mit dem geweihten Wasser.

Im nächsten Augenblick war die Hölle los. Die vom magischen Keim Infizierten brüllten schaurig auf. Sie flüchteten, einige brachen zusammen und wälzten sich am Boden. Die Wirkung von Kreuzen und Weihwasser zusammen war zuviel für sie.

Dr. Lorrimer bemühte sich vergebens, seine Schar von etwa zwanzig Vampiren und vampirischen Dienern zu einem neuen Angriff aufzustacheln. Eine Idee schoß mir durch den Kopf, als ich Lorrimer gestikulieren sah und rufen hörte.

»Er ist der Anführer! Suko, Captain Hamilton, packt und überwältigt ihn!«

Wir sprangen über gestürzte Vampire hinweg und griffen den baumlangen Klinkleiter an. Ruben Lorrimer bleckte seine Vampirzähne. Der Captain und Suko bemühten sich, Lorrimer an den Armen festzuhalten.

Doch der rasende Vampir schüttelte sie ab. Noch hielt ich die Weihwasserampulle in der Hand, ein Rest von der Flüssigkeit war noch darin. In aller Eile träufelte ich ihn auf meine rechte Faust.

Dann traf ich Dr. Lorrimer. Der Hieb mit der weihwasserbenetzten Faust ließ den Vampir die Augen verdrehen und zusammenbrechen. Seine Schar, allen voran Miß Tippington, flüchtete daraufhin kreischend.

Sergeant McCandle nahm ein Paar Handschellen vom Gürtel.

»Damit werden Sie einen Vampir nicht festhalten können«, sagte ich.

McCandle deutete auf den Knoblauchkranz um seinen Hals.

»Wenn ich ihm auch noch die Knoblauchzehen und -blüten um die Gelenke wickele, vielleicht doch.«

»Kein schlechter Gedanke, Sergeant. Fesseln Sie ihn, stecken Sie ihm auch Knoblauchzehen und -blüten in die Kitteltaschen. Dann hängen wir ihm noch ein hölzernes Kreuz um, das dürfte ihn lähmen.«

So geschah es. Drei Minuten später saß Dr. Lorrimer gefesselt in seinem Büro im Sessel hinterm Schreibtisch, an den wir ihn zusätzlich noch angebunden hatten. Der Vampir verdrehte die Augen, heulte in schauriger Wut und knrischte mit den Zähnen.

Ich zeigte ihm mein silbernes Kreuz.

»Ruben Lorrimer, ich will dich nicht quälen und martern. Doch du wirst mir Rede und Antwort stehen, sonst drücke ich dir das Kreuz ins Gesicht!«

»Nein! Nein! Gnade! Erbarmen!«

»Dann sprich! Was ist mit Frank Harper?«

»Er ist in seinem Zimmer eingeschlossen. Niemand krümmte ihm ein Haar, ich schwöre es bei… bei…«

Der Vampir konnte den Namen Gottes nicht aussprechen.

Ich näherte mich ihm, hielt das strahlende silberne Kreuz einen knappen halben Meter vor ihn hin. Von Dr. Lorrimer strömte kein Modergeruch aus, das fiel mir dabei wieder auf. Nur der alte Montague und seine Gefährtin Asenath rochen so übel, weil ihre Leiber fast zweihundert Jahre lang begraben gewesen waren.

»Wo kann ich Montague und Asenath finden? Sprich, Lorrimer, oder du sollst die Wirkung des Kreuzes spüren!«

Der Vampir bebte vor Furcht. Ich hoffte, daß es noch eine Rettung für ihn gab. Ich wollte ihn nicht töten, ich hatte es nur auf Montague und Asenath abgesehen. Ihre Opfer würde ich nur vernichten, wenn es gar keine andere Möglichkeit gab, und dann nur mit tiefem Bedauern.

Denn sie waren genauso übel dran, wie die Opfer einer Infektionskrankheit, ebenso wenig schuldig und für ihr Tun verantwortlich.

»Wo sind sie?« fragte ich. »Wo, Lorrimer?«

Ich hoffe, daß Montague und Asenath gerade anderweitig beschäftigt waren. Oder daß die allgemeine Verwirrung in der Klinik es verhindern würde, daß sie verfolgen konnte, was sich im Büro Dr. Lauries abspielte.

»Ihr findet sie um Mitternacht im Central Park«, stieß der zum Vampir gewordene Klinikleiter hervor. »Oben am Harlem See. Dort werden sich alle Vampire treffen und später wieder ausschwärmen, um weitere Opfer zu holen. Dort wird der große Meister Montague die Gründung seines Vampirkönigreiches Vampyrodam proklamieren!«

Ich wußte genug, ich zog das Kreuz zurück, und Dr. Ruben Lorrimer entspannte sich seufzend. Ein Holzkreuz hing an einer Schnur um seinen Hals und lähmte ihn.

»Ich zeichne mit magischer Kreide einen Drudenfuß um den Schreibtisch«, sagte ich. »Außerdem sichern wir dieses Zimmer mit Kreuzen, dann ist Dr. Lorrimer gefangen. Anschließend wollen wir nach Frank Harper sehen.«

Sergeant McCandle schüttelte sich.

»Brrr, wie kann man nur Blut trinken wollen, wo das Bier so gut und so billig ist! Also ich verstehe das nicht.«

Frank Harper fanden wir in seinem Zimmer im Rekonvaleszenten-Trakt. Die Patienten der Klinik verhielten sich ruhig, nur wenige

waren infiziert. Das Klinikpersonal aber hatte vollzählig den vampirischen Biß erhalten.

Doch die Vampire und die vampirischen Diener wagten sich nicht mehr an uns heran. Wohl sahen wir riesige Fledermäuse schattenhaft in der Dunkelheit flattern. Glühende Augen beobachteten uns aus dem finsteren Park. Aber die vampirische Schar hielt Abstand.

Wir nahmen Frank Harper mit, der völlig am Boden zerstört war und sich wegen Linda Maitland die größten Vorwürfe machte. Er sollte anderswo bleiben, auf einem Polizeirevier oder einem anderen sicheren Ort.

Wir aber würden am Treffen der Vampire im nächtlichen Central Park teilnehmen. Auf unsere Art. Daß Vampyrodam entstand, würden Suko und ich nur über unsere Leichen zulassen.

»Auf mich können Sie bauen, Mister Sinclair«, schwor Sergenat McCandle, als wir im Streifenwagen in Richtung Manhattan rollten. »Ein Reich, in dem nur noch Blut getrunken wird! Schon der Gedanke beutelt mich. Das muß ich mit allen Kräften verhindern.«

***

Zwölf Uhr war es, Geisterstunde in Manhattan. Der Central Park wirkte wie eine dunkle Insel im Häusermeer, auf der eigene Gesetze galten. Meine Wenigkeit, Suko, der Captain Don Hamilton, Sergeant McCandle und zwei FBI-Beamte namens John Harris und Ted Norman hatten uns das Polizeirevier in der 100. Straße West als Ausgangsbasis ausgesucht.

Die Nerven des Detectives Sam Thorpe waren diesem Einsatz nicht gewachsen, deshalb hatte der Captain die beiden FBI-Beamten hinzugezogen, die er persönlich kannte. Beide waren große, drahtige Männer, die sehr selbstbewußt auftraten.

Wir wollten uns in den nächtlichen Central Park zum Vampirtreffen schleichen. Wie ich mit Suko in den innersten Kreis der Blutsauger vorstoßen sollte, hatte ich mir schon überlegt. Auf einem Motorrad, genauer gesagt, einer Harley Davidson FLH Electra Glide. Dieser Zweiradbulle hatte einen Zweizylinder-Viertakt-Motor mit 66 PS und 1207 Kubikzentimeter. Er brachte ein Gesamtgewicht von 500 kg auf die Reifen und machte spielend seine zweihundert Stundenkilometer.

Suko, der Motorradfan, fuhr in London selber eine Harley. Er hatte es sich nicht nehmen lassen, die Maschine zu steuern. Mit einem Kreuz auf der Lederjacke und einer gnostischen Gemme am Sturzhelm, mit meiner Druckluftpistole und Weihwasserampullen in den Taschen, wollte er vorne sitzen.

Der silberne Dolch hing an seinem Gürtel. Ich würde den Platz auf dem Sozius einnehmen. Meine Bewaffnung bestand aus der Beretta, Weihwasserampullen und einem Vampirpflock für den Nahkampf.

Über der Motorradkluft baumelte mein silbernes Kreuz. Gnostische Gemmen und einige kleinere Kreuze hatte ich zusätzlich eingesteckt.

Captain Hamilton, Sergeant McCandle und den zwei FBI-Beamten hatte ich Silberkugeln überlassen. Jeder verfügte über vier Schuß, Pistolen vom Kaliber meiner Beretta hatten sie unschwer auftreiben können. Auch sie trugen Kreuze und Weihwasser bei sich, des weiteren angespitzte Holzpflöcke.

Einen Großensatz mit noch mehr Leuten wollten wir nicht starten, er wäre nicht unbemerkt geblieben. Denn wenn wir den Überraschungseffekt nicht für uns hatten, war alles umsonst. Dann konnten Montague, Asenath und ihre Schar sich als Fledermäuse in die Lüfte erheben, und uns blieb nur das Nachsehen.

Furchtbare Dinge geschahen in dieser Nacht in New York. Um Mitternacht betrug die Zahl der echten Vampire sicher schon ein halbes Hundert, und alle trafen sich im Central Park.

Ein geschlossener Bus brachte uns um Punkt Mitternacht zum Central Park West. Gleichzeitig fand auf der andern Seite des Parks ein Ablenkungsmanöver statt. Einsatzfahrzeuge der Polizei und des FBI fuhren dort vor, starke Scheinwerfer strahlten in den Park. Aber die Polizisten und Bundesagenten blieben außerhalb.

Der Bus hielt, und wir schoben die schwere Maschine die Schrägrampe herunter, die hinter uns wieder eilig eingezogen wurde. Ohne uns aufzuhalten, drangen wir an der Einfahrt 100. Straße in den nächtlichen Park vor.

Keine einzige Lampe brannte in dieser Nacht im Central Park. Die Dunkelheit war noch schwärzer als sonst. Eine unheimliche Atmosphäre lag über den Bäumen, Büschen, Seen, Gebäuden und weiten Rasenflächen. Selbst die hartgesottensten Straßenräuber waren in dieser Nacht von Grauen erfüllt aus dem Central Park geflohen.

Er gehörte den Vampiren von Manhattan.

Wir blieben nicht lange auf dem Weg, sondern schlugen uns bald seitwärts in die Büsche. Das Motorrad mußten wir schieben, bis wir nahe an der Versammlungsstelle der Vampire heran waren, sonst verriet uns der Lärm.

Captain Hamilton mit seinen Bullenkräften schob das wuchtige Motorrad. Suko sollte sich wegen seiner Brandwunden möglichst schonen. Mit seinem bandagierten Gesicht und den verbundenen Händen und der Motorradkluft sah er aus wie die erste Rockermumie der Welt.

Unter anderen Umständen hätte ich grinsen müssen. Der Wind ließ Zweige und dürre Blätter rascheln. Vom Central Park Ost gellten Sirenenklänge und die Stimmen der Einsatzbeamten herüber. Rotlichter flackerten, die Scheinwerfer strahlten in eine bestimmte Sektion des Parks, weit entfernt vom Harlem See.

Wir pirschten uns vorwärts. Die beiden Bundesagenten sicherten die Flanken, Sergeant McCandle machte die Nachhut. Einmal hörte ich es hinten verdächtig gluckern. Ich ging recht in der Annahme, daß der Sergeant sich mit einer Dose von seinem Leib- und Magengetränk für die kommenden Taten gestärkt hatte. Der brave McCandle war ein Fall für sich, ohne Bier war er nicht einsatzfähig.

Und ich mußte meine Helfer nehmen, wo und wie ich sie fand.

Unangefochten gelangten wir bis in die Nähe des Harlem Lakes. Wir hielten uns immer im Schatten, und wir nutzten jede Deckung aus. Sonst gehörte dieser Teil des Central Parks bei Nacht den Negerbanden. Aber in dieser Nacht hatten sich die abergläubischen schwarzen Gangster zu Hause oder sonstwo eingeschlossen und bibberten um ihr Leben.

Am andern Ufer des Sees brannte ein bläuliches Feuer. Wir konnten Schatten zwischen den Bäumen erkennen, weitere Schatten schwebten vom Himmel herab und landeten. Montagues und Asenaths Schar versammelte sich.

»Die beiden G-men schleichen sich rechts um den See herum an«, flüsterte ich. »Captain Hamilton und der Sergeant bleiben bei Suko und mir. Wir nehmen die linke Route. Der Einsatz ist klar.«

»Yes«, murmelten Harris und Norman knapp.

Dann waren sie schon in der Dunkelheit verschwunden. Wir schlichen weiter, an einer Hügelkuppe mit einer Felsengruppe darauf vorbei und durch dichtes Unterholz. Nachtschwarz schimmerte der See, in dem sich nur wenige Lichtbahnen spiegelten.

Stimmen tönten zu uns herüber. Der Nachtwind trug uns klar und deutlich Montague Harpers Schrei zu.

»… Vampyrodam!«

Ein wüstes Geheul gellte, die Vampire brüllten Beifall. Wir schlichen in der Nähe des Seeufers entlang, bemüht, so wenige Geräusche wie nur möglich zu verursachen. Plötzlich wurden wir angerufen.

»Parole!«

Zwei rotglühende Augenpaar funkelten neben einem Baum. Suko schob das Kreuz unter die Jacke, lockerte den Silberdolch in der Scheide am Gürtel und trat näher. Die beiden Vampire bauten sich vor ihm auf. Offenbar glaubten sie nicht, daß Unbefugte es wagen könnten, in ihren Machtbereich, den Central Park, vorzudringen.

Montague und Asenath schienen nicht vorgewarnt zu sein.

»Parole!« forderte der eine Wacher wieder.

»Jack Berry, die Eule«, antwortete Suko. »Horatio Tannenzapfen. Und da und da!«

Schon hatte er den Silberdolch hervorgerissen und jedem Wächter mit dem Knauf eins versetzt. Ob es Vampire oder nur vampirische Diener waren, wußten wir nicht. Jedenfalls brachen sie nach den

Hieben gegen den Kopf ohnmächtig zusammen.

»Weiter!«

Minuten später waren wir nur noch hundertfünfzig Meter vom Versammlungsplatz der Vampire entfernt. Montague stand mit ausgebreiteten Armen am bläulich zuckenden Feuer. Sein bleiches Gesicht mit den bleckenden Vampirzähnen trug den Ausdruck dämonischen Triumphes. Blutrot schimmerte das Innenfutter seines Umhangs.

Obwohl er direkt vor dem Feuer stand, warf Montague keinen Schatten, ebenso wenig wie Asenath, die sich seitlich von ihm plaziert hatte. Die Vampirhexe hatte ihr tiefausgeschnittenes rotes Kleid an. Auf eine dämonische Weise war sie bildschön.

Die Anhänger der beiden bildeten einen Halbkreis, im Rücken hatte Montague und Asenath das schilfbestandene Seeufer. Sechs oder sieben riesige Fledermäuse flatterten mit lautlosen Flügelschlägen in der Luft. Nur wenige Geräusche drangen jetzt in den nächtlichen Park.

Es war, als ob ganz New York den Atem anhielte.

Ich mußte an den verschwundenen Wolkenkratzer an der Ecke Dritte Avenue – 24. Straße denken, wo sich noch nichts Neues ergeben hatte. An die vielen Menschen, die zum Montagues und Asenaths Opfer geworden waren, an die Millionen, die in Gefahr schwebten.

»Das ist also der Vogel, der das Bier abschaffen und nur noch Blutdrinks dulden will«, flüsterte der Sergeant McCandle. »Schon dafür gehört er hingerichtet.«

Der Sergeant wollte die bedrückende Angst, die uns allen das Herz abzuschnüren drohte, auf seine Weise bannen. Er wischte sich mit dem Handrücken über den Mund.

»Gleich geht's los!« sagte ich. »Suko und ich brausen zu Montague und Asenath vor. Wir bekämpfen nur sie, denn mit ihnen steht und fällt alles. Ihr vier andern sorgt für Unruhe und greift von der Seite her an. Tötet die Opfer der beiden Erzvampire Montague und Asenath nur, wenn dies unumgänglich ist.«

»Klar, John«, brummte der Captain. »Verdammt, ich habe eine Heidenangst.«

»Meinst du vielleicht, ich nicht, Don?« fragte ich den Captain, mit dem ich mich besser denn je verstand. »Damit muß man fertig werden.«

»Dann fahrt mal los, Jungs. Heißen Reifen, Hals- und Beinbruch!«

Suko übernahm die Harley Davidson und setzte sich in Positur. Doch ehe er den Starter trat, ereignete sich ein Zwischenfall. Vier Vampire schleppten die Bundesagenten Harris und Norman von der anderen Seite her vor Montague und Asenath hin. Eine blutjunge Vampirin trat vor, ein bildhübsches schwarzhaariges Mädchen.

Linda Maitland. Es gab mir einen Stich, als ich sie sah.

Montague befragte die zu vampirischen Dienern gewordenen Bundesagenten. Dann erhob er die Stimme und deutete in unsere Richtung.

»Dort sind sie! Auf sie, vernichtet sie, trinkt ihr Blut! Nieder mit den Feinden vom Vampyrodam! Ihr Horden der Nacht, danach schwärmt aus und sättigt euch mit dem roten Lebenssaft! Pflanzt den magischen Keim, auf daß die Saat der Finsternis aufgehe und alles Licht und alles Gute verschlinge! Auf, Vampire!«

»Manhattan ist unser!« kreischte Asenath wie eine Irre. »Wir sind die Könige von New York, die Herrscher der Nacht!«

»Auf sie mit Gebrüll, Suko«, sagte ich. »Zeig mal, was du kannst!«

Suko trat den Starter, die Harley Davidson röhrte los. Ich sprang auf den Sozius und klappte das Sturzhelmvisier nach unten.

Und ab ging die Fahrt!

***

Suko bremste vor Montague und Asenath, daß die Rasenstücke unter den Reifen wegflogen. Die Vampire, die allen Altersklassen, Schichten und verschiedenen Hautfarben angehörten, Männer und Frauen, heulten wie die Höllenteufel.

Asenath kreischte. Montague wollte sich auf mich stürzen, aber da zeigte ich ihm das Silberkreuz, das eine helle Aura ausstrahlte.

»Jetzt sehen wir uns also von Angesicht zu Angesicht, Blutsauger! Zur Hölle mit dir!«

Ich stieg von der Maschine, die Beretta hielt ich bereits schußbereit. Montague wandte das Gesicht vor dem Anblick des Kreuzes ab und hielt den Unterarm vor die Augen. Meine mit Silberkugeln geladene Pistole krachte.

Dieses Ungeheuer aus dem tiefsten Pfuhl der Hölle konnte und wollte ich nicht schonen. Montague mußte fallen.

Zwei Silberkugeln trafen ihn, und er fiel rücklings in das bläuliche Feuer. Im Nu ergriff es seinen Umhang und fraß sich in den Körper des Vampirs.

Zuletzt blieb nur noch ein Totenschädel, aus dessen Mund und Augenhöhlen blaue Flammen schlugen.

Asenath fiel, zwei Holzbolzen aus Sukos Pistole im Körper. Doch tödlich getroffen war sie nicht, nur gelähmt. Ein entsetzlicher Haß loderte aus ihren Augen, in denen glimmende Funken tanzten.

Suko hielt das schreckliche Weib mit dem Kreuz in Schach. Die riesigen Fledermäuse flatterten kreischend davon, die Vampire in menschlicher Gestalt rannten, was sie konnten. Der Einsatz Captain Hamiltons und Sergeant McCandles wäre nicht nötig gewesen.

»Rennt nur, ihr Freiblutgesichter!« schrie der Sergeant. »Sonst mache ich euch Beine!«

Suko und ich hatten Montague und Asenath derart überrascht, daß sie nicht dazu gekommen waren, sich zu verwandeln. Die Harley Davidson lag im Gras. Linda Maitland war mit den anderen Vampiren entflohen, doch von den Bundesagenten John Harris und Ted Norman war der dämonische Bann gewichen.

Zitternd und blaß standen sie da. Sergeant McCandle stampfte herbei, mit grimmigem Gesicht, entschlossen, Asenath zu pfählen. Er hatte einen großen Stein aufgehoben, mit dem er ihr den Holzpflock ins Herz hämmern wollte.

»Halt!« rief ich. »Ich muß noch mit ihr reden.«

McCandle gehorchte unwillig. Ich stellte mich mit dem silbernen Kreuz und einer Weihwasserampulle über Asenath.

»Steh mir Rede und Antwort, sonst wirst du es bereuen. Gibt es eine Möglichkeit, die Vampire wieder zu normalen Menschen werden zu lassen? Den Fluch des magischen Keims von ihnen zu nehmen?«

»Ich sage es dir nur, wenn du mir mein Leben schenkst«, stöhnte Asenath. »Dein Wort darauf, John Sinclair.«

Ich überlegte nur kurz.

»Einverstanden, aber du sollst begraben werden, wie zuvor. Diesmal wird dich hoffentlich keiner wiedererwecken.«

»Nein, nein, darauf gehe ich nicht ein.«

»Dann eben nicht. Wir werden sehen, wie du reagierst, wenn ich das Weihwasser über dir ausgieße und dich mit dem Kreuz berühre.«

Doch das war nicht nötig. Asenath gab auf.

»Gut, ich sage es dir. Du mußt Montagues Asche aus dem Feuer holen und über New York City verstreuen. Montagues Keim zu Montague, und Montague zur Hölle! mußt du dabei rufen. Siebenmal, genau um Mitternacht. Der Wolkenkratzer ist mit Montagues Tod bereits ins Diesseits zurückgekehrt. Die vampirischen Diener sind frei, nur die Vampire noch nicht. Und jetzt zieh die Holzbolzen aus meinem Körper!«

Ich bückte mich, doch da legte sich ein Schatten über Asenath. Eisige Kälte strömte von ihm aus, ich wich zurück.

»Es ist Montagues Schatten!« kreischte Asenath in höchstem Entsetzen. »Er will nicht von mir lassen und mir das Entsetzlichste bescheren, was es überhaupt gibt. Aaahhh, pfählt mich, pfählt mich doch, damit ich nur ihm entkomme! Ich entbinde dich deines Wortes, John Sinclair.«

Sergeant McCandle trat vor, ohne meinen Befehl abzuwarten, setzte den Holzpflock an, hob den Stein und führte einen wuchtigen Schlag. Asenath schrie auf, sie und der Schatten vergingen. Doch auch McCandle stöhnte und fluchte mit schmerzverzerrtem Gesicht.

»Au, oh, das tut weh! Diese Qualen, das ist kaum auszuhalten. Lausige Vampire!«

»Haben Sie einen Vampirbiß abgekriegt, McCandle?« fragte ich. »War es der Schatten Montagues?«

»Ach was! Beim Pfählen habe ich mir auf den Daumen gehauen. So ein Mist! Au, oh, ach!« Er steckte den malträtierten Daumen in den Mund und gab dumpfe Laute von sich.

Captain Hamilton wandte sich ab. Suko grinste zwischen seinen Verbänden wie ein Honigkuchenpferd, und ich atmete erleichtert auf.

***

Der Rest ist rasch berichtet. Mit dem endgültigen Ende des Vampirs Montague Harper kehrte der Wolkenkratzer samt allen darin befindlichen Personen aus der Zwischendimension ins Diesseits zurück. Die Menschen in dem Gebäude erinnerten sich an nichts, für sie war keine Zeit verstrichen.

In der gleichen Nacht noch verstreute ich die Asche Montagues von einem Hubschrauber aus in die Lüfte und sagte den Spruch auf. Aus eigenem Ermessen fügte ich zum Schluß noch hinzu: »Geht dahin für immer, alter Montague und dämonische Asenath! In der Hölle sollt ihr euer Vampirreich Vampyrodam haben, für alle Zeiten!«

Die Vampire wurden noch in der gleichen Nacht wieder zu normalen Menschen, die sich schaudernd und wie an einen Traum an ihr Blutsaugerdasein erinnerten. Es gab allerdings auch Ausnahmen, wie Monster Chonjacki und seine Kumpane, die es heftig bedauerten, keine Vampire mehr zu sein und sich mit dem schnöden Alltag eines New Yorker Straßenräubers der niedersten Kategorie herumschlagen zu müssen.

Wegen des verschwundenen Wolkenkratzers gab es noch viel Gerede. Um eine Erklärung anzubieten, erfanden Captain Hamilton und ich eine Version, nachdem das Phänomen im Versuchslabor eines Elektronik-Ingenieurs hervorgerufen worden sein sollte, der schon einmal einen unsichtbar machenden Feldverzerrer zum Patent angemeldet hätte. Der Ingenieur existierte nur in unserer Einbildung.

Aber in so einem großen Gebäude wußte keiner genau über alle andern Bescheid. Unser Ingenieur wolle inkognito bleiben und sei untergetaucht, um Schadenersatzklagen und gerichtlichen Folgen auszuweichen. So ließen wir per Flüsterpropaganda verbreiten.

Die Massenmedien stiegen prompt darauf ein. Die meisten Leute glaubten das Gerücht. Das war auf jeden Fall besser, als sie mit der Wahrheit zu schocken. Auch diese Sensation würde rasch in Vergessenheit geraten. Von den Vampiren drang nichts an die Öffentlichkeit, doch hinter den Kulissen wurde noch lange darüber gemunkelt.

Zwei Tage nach Montagues und Asenaths Ende hielten wir im Central Park, im Tanzlokal »Tavern on the Green«, unsere Siegesfeier ab.

Suko, der seine Verbände abgenommen hatte, ich, der Captain Don Hamilton, der erprobte Sergeant McCandle, die beiden Bundesagenten, Laurie Ball und ein sehr verliebtes junges Paar.

Frank Harper und Linda Maitland. Nichts mehr konnte ihr junges Glück stören. Sergeant McCandle hatte den linken Daumen bandagiert.

Sinnend betrachtete er Frank und Linda, die eng umschlungen tanzten.

»So habe ich mit meiner Alten auch einmal getanzt«, sagte er. »Da war sie noch fünfundzwanzig Jahre und fünfundzwanzig Kilo hübscher. Jetzt ist mir eine Dose Bier lieber.«

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Nr. 19 »Das Horror-Taxi von New York«